



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Richtung –*Innen*: Die historische Entwicklung der
Asymmetrie in der deutschen Genusdarstellung“

Gerfried Ulrich Panovsky

angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, 26.08.2009

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 328

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Allgemeine/Angewandte Sprachwissenschaft

Betreuer:

Ass. Prof. Mag. Dr. Hans Christian Luschützky

Inhaltsverzeichnis

INHALTSVERZEICHNIS	2
EINLEITUNG	3
1. GENUS UND SEXUS IM HEUTIGEN SPRACHZUSTAND	5
1.1 DAS GENUSSYSTEM DES DEUTSCHEN	6
1.1.1 Zuordnung der Substantive zu Genera.....	6
1.1.2 Semantische Basis der Genera	8
1.2 MÖGLICHKEITEN DER GENUSDARSTELLUNG IM HEUTIGEN DEUTSCH.....	13
1.2.1 Genus als Teil des Substantivs.....	14
1.2.2 Flexion - Kongruenz.....	19
1.3 GENUSABBAU.....	21
1.4 ZUSAMMENFASSUNG	23
2. FEMINISTISCHE SPRACHKRITIK	23
2.1 FEMINISTISCHE SPRACHKRITIK ALLGEMEIN	24
2.2 FEMINISTISCHE KRITIK AM DEUTSCHEN	26
2.3 GENERISCHES MASKULINUM.....	28
2.4 ASYMMETRIE – PUSCH (1984): „DAS DEUTSCHE ALS MÄNNERSPRACHE“	30
2.5 ZUSAMMENFASSUNG	34
3. DIACHROME ENTWICKLUNGEN: HIN ZUR ASYMMETRIE	34
3.1 ENTWICKLUNG VOM INDOGERMANISCHEN ZUM ALTHOCHDEUTSCHEN (NACH SCHWINK 2004)	35
3.2 ALTHOCHDEUTSCHE SUBSTANTIVFLEXION	37
3.3 MITTELHOCHDEUTSCHE SUBSTANTIVFLEXION.....	38
3.4 NEUHOCHDEUTSCHE SUBSTANTIVFLEXION.....	40
3.5 ENTWICKLUNG DER KONGRUIERENDEN ELEMENTE	41
3.5.1 Übersicht über die Veränderungen der starken Adjektive	43
3.5.2 Übersicht über die Veränderungen der schwachen Adjektive.....	45
3.6 MOVIERUNG.....	46
Zusammenfassung.....	49
3.7 GENERISCHES MASKULINUM.....	50
3.8 ZUSAMMENFASSUNG	51
4. DIE ENTWICKLUNG DER FRAUENARBEIT	52
4.1 MITTELALTER.....	53
4.2 FRÜHE NEUZEIT – 16.-18. JHDT.	55
4.3 NEUNZEHNTE JAHRHUNDERT – 1789-1914	56
4.4 ZWANZIGSTES JAHRHUNDERT	58
4.5 ZUSAMMENFASSUNG	59
5. SPRACHSYSTEMKRITIK: LÖSUNGSANSÄTZE	60
5.1 STRATEGIEN	60
5.1.1 Neutralisation	61
5.1.2 Neutralisation durch Vermeidung expliziter Formen	62
5.1.3 Beidbenennung / Splitting.....	62
5.1.4 Generisches Femininum.....	63
5.1.5 Konsequente Verwendung geschlechtsspezifischer Formen	63
5.1.6 Binnen-I.....	66

5.2 BERUFSBEZEICHNUNGEN UND GESETZE.....	72
6. ZUSAMMENFASSUNG	79
FAKTOREN DES SPRACHSYSTEMS	79
GESELLSCHAFTLICHE FAKTOREN	80
SPRACHGESTALTUNG.....	80
DESIDERATA UND AUSBLICK	81
7. LITERATUR	82
8. ANHANG	89
8.1 ABSTRACTS	89
8.1.1 <i>Abstract Deutsch</i>	89
8.1.2 <i>Abstract English</i>	90
8.2 DANKSAGUNGEN	91
8.3 LEBENS LAUF	91

Einleitung

Selten wird man für ein sprachliches Thema ein solches Interesse, solche Emotionalität beobachten können wie bei den Gelegenheiten, wenn ein bestimmter Großbuchstabe diskutiert wird: Das „Binnen-I“. Seit es bekannt geworden ist, entzünden sich an ihm heftige Diskussionen, und auch an Themen der Sprache sonst nicht weiter Interessierte nehmen mit großem Engagement teil.

Wenn es auch durch seine herausragende Position innerhalb geschriebener Wörter besonders auffällt, so ist es thematisch nicht alleine; es ist nur der auffälligste einer Reihe von Versuchen, eine Lücke in der deutschen Sprache abzudecken, nämlich das Defizit in Hinsicht auf die Fähigkeit, Frauen und Männer in gleichem Maße darzustellen.

Diese Lücke wurde von der feministischen Sprachkritik spätestens seit den 1970er Jahren beschrieben und kritisiert, es wird also seit nunmehr über 30 Jahren daran gearbeitet, ein Bewusstsein für dieses Thema entstehen zu lassen und seine Behebung zu betreiben. Der Erfolg ist unterschiedlich, wie sich an den erwähnten Debatten zeigt: Einerseits fasst die Sprachveränderung Fuß, andererseits trifft sie auf teilweise erbitterten Widerstand – wie auch bei Rechtschreibreformen sichtbar, lösen Versuche, Reparaturen an gewachsenen, aber nicht unbedingt wünschenswerten Elementen der Sprache vorzunehmen, Unbehagen aus.

Aber warum wurden Reparaturmaßnahmen wie das Binnen-I überhaupt notwendig? Welche Entwicklungen haben diese Lücke im Sprachsystem erzeugt, die es füllen muss? Diese Arbeit versucht, darauf zumindest eine partielle Antwort zu geben.

Zur Beantwortung dieser Frage ist eine Betrachtung ganz verschiedener Aspekte notwendig. Offensichtlich sind Elemente der Sprachentwicklung von Bedeutung; das Genusssystem der deutschen Sprache hat sich im rekonstruierbaren Zeitraum deutlich verändert. Dabei spielen phonologische und morphologische Einflüsse in Morphologisierung ebenso eine Rolle wie die Übersetzungstätigkeit der Mönche im Mittelalter und die Arbeit von Grammatikern über die Neuzeit bis in die Gegenwart.

Aber auch soziale Faktoren sind wichtig. Sprache und Gesellschaft stehen in einem Verhältnis der wechselseitigen Abhängigkeit. Da die Benennung von Frauen in der Sprache mit dem Benennungsbedarf zusammenhängt, und der Benennungsbedarf in direkter Abhängigkeit zu den Frauen offenen Tätigkeiten innerhalb der Gesellschaft, in welcher sich eine Einzelsprache weiterentwickelt, steht, ist zumindest hier ein Zusammenhang gegeben.

Und spätestens seit der linguistischen Relativitätshypothese (Whorf 1956) wird vermutet, dass der Zusammenhang über solche Mechanismen hinausgeht: Dass Sprache die Wahrnehmung beeinflusst, und dass die Mittel der Sprache beschränkend auf das, was gedacht werden kann, einwirken. Dies ist der Punkt, an dem auch die feministische Sprachkritik ansetzt, da eine Wahrnehmung, die von einer Sprache, die Geschlechter ungleich behandelt, beeinflusst ist, zu einer Reproduktion dieser Ungleichheit in Denken und Handlungen führen kann.

Und schließlich spielt die Sprachkritik selbst eine Rolle. Die feministische Sprachkritik identifiziert Probleme, aber sie verändert die Sprache auch selbst, indem durch ihre Bewusstmachung Formen inakzeptabler werden, und indem sie Lösungen vorschlägt, die teilweise akzeptiert werden und dann Einfluss auf die Weiterentwicklung nehmen.

Die Arbeit gliedert sich in fünf Kapitel. Das erste Kapitel gibt einen grundsätzlichen Überblick über das System der Genera von Substantiven im Deutschen, um zu veranschaulichen, dass grammatisches und natürliches Geschlecht nicht vollkommen trennbar sind, auch wenn ihre Funktion und Motivation verschieden sind. Das zweite Kapitel stellt auf dieser Basis die feministische Sprachkritik dar, und beschreibt, welche Punkte in der Sprachkritik auf jene Lücke Bezug nehmen, die dann das Binnen-I und seine Verwandten füllen sollen. Im dritten Kapitel wird dann die Entstehung dieser Lücke beschrieben: wie sich das Genusssystem seit dem Indogermanischen verändert hat, und welche Faktoren der deutschen Sprachgeschichte die besondere Situation hervortreten haben lassen. Das vierte Kapitel behandelt die sozialen Faktoren, die den Hintergrund für diese Sprachentwicklungen bilden, im Einklang mit der beschriebenen Idee, dass Gesellschaft und Sprache einander beeinflussen. Das fünfte Kapitel schließlich beschreibt, was für Möglichkeiten die

feministische Sprachkritik vorgesehen hat, um die Lücke in der Genusdarstellung auszufüllen, was für Faktoren diese Reparaturmaßnahmen antreiben, und gibt schließlich einen knappen Einblick, welche Veränderungen dadurch bereits erkennbar sind.

Zur Notation und Schreibweise:

Wie in linguistischen Texten üblich, habe ich vielen meiner Beispiele eine knappe Akzeptabilitätsbewertung in Zeichenform beigegeben.

Ich verwende dabei folgende Symbole: ° bedeutet, dass die Form akzeptabel ist, aber aus stilistischen oder pragmatischen Gründen fragwürdig. Dann erfolgt eine graduelle Reihung von ✓ bis *, wobei ✓ eine vollkommen akzeptable Form darstellt und * als inakzeptabel oder „falsch“ gewertet würde (nicht aber als unverständlich), und ? und ?? Zwischenstufen darstellen. Diese detaillierte Beschreibung soll aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass all diese Bewertungen meine eigenen sind und keine allgemeine Zustimmung finden müssen. Außerdem verwende ich in Fällen, wo beide Geschlechter gemeint sind, das Binnen-I zur Darstellung: *SprecherInnen* bedeutet also *Sprecher* und *Sprecherinnen*.

1. Genus und Sexus im heutigen Sprachzustand

Als Ausgangsbasis für die Darstellung der Problematik soll in diesem Kapitel der Ist-Zustand des deutschen Genussystems in Bezug auf seine Fähigkeit zur Darstellung der natürlichen Geschlechter beschrieben werden. Dabei ist es nötig, das System relativ weitläufig darzustellen, um zu veranschaulichen, wie Genus und Sexus trotz unterschiedlicher Funktion doch Überschneidungen aufweisen.

„Gender systems have the following characteristics.

- (a) There is a limited, countable number of gender classes.
- (b) Each noun in the language belongs to one (or sometimes more than one) class(es).
- (c) There is always some semantic basis to the grouping of nouns into gender classes, but languages vary in how much semantic basis there is. This usually includes animacy, humanness and sex, and sometimes also shape and size.
- (d) Some constituents outside the noun itself must agree in gender with the noun. Agreement can be with other words in the noun phrase (adjectives, numbers, demonstratives, articles, etc.) and/or with the predicate of the clause or an adverb.”

Aikhenvald (2000:1031)

Die Beschreibung Aikhenvalds bietet einen guten Ausgangspunkt für eine Übersicht über die Situation in der deutschen Sprache, weshalb ihr der erste Teil des Kapitel strukturell folgt. Der zweite Teil beschreibt die Möglichkeiten des Deutschen, Genus an sich darzustellen, weitgehend auf Wellmann (1975), Doleschal (1992) und Razum (2005) aufbauend. Der dritte Teil befasst sich mit der Strategie des Abbaus von Genus in unmarkierten Fällen.

1.1 Das Genussystem des Deutschen

Den zwei biologischen Hauptgeschlechtern männlich und weiblich stehen im Deutschen drei Genera Maskulinum, Femininum und Neutrum gegenüber. Diese Einteilung ist weit zurück rekonstruierbar; sie ist in den ersten verschriftlichten Stufen deutscher Sprache, also im Althochdeutschen des Frühmittelalters feststellbar. Auf die Entwicklung wird detaillierter in Kapitel 3 eingegangen.

1.1.2 Zuordnung der Substantive zu Genera

Die Zuweisung der Genera zu Substantiven ist im Deutschen undurchsichtig; während in stark flektierenden Sprachen Genus mit wenigen Ausnahmen aus der Flexionsendung abgelesen werden kann (z.B. Russisch $-\emptyset$ = Maskulinum, $-a$ = Femininum, $-o$ = neutrum), existiert im Deutschen kein eindeutiges Zuweisungsprinzip.

Genus ist mit einfachen Substantiven inhärent verbunden, es muss beim Spracherwerb mitgelernt werden. Wegener (1999) stellt dazu fest, dass im Erstspracherwerb und im natürlichen Zweitspracherwerb in dieser Hinsicht keine Schwierigkeiten vorliegen und gibt im Rahmen einer Analyse eine Reihe möglicher Regeln an, deren Validität anhand des Wortschatzes von Oehler (1966) überprüft wurde (vgl. Wegener 1999: 512).

Tab. 1: Genusregeln

	Typ im unmarkierten Fall	Genus	Validität
Genusregel 1	Substantive auf $-e$ (ə)	feminin	90,5%
Genusregel 2	Substantive auf $-el$, $-en$, $-er$	maskulin	65,6%
Genusregel 3	Einsilbige Substantive und Endung $-\emptyset$	maskulin	51,8%
Genusregel 4	Bestimmung durch Derivationsuffixe	abh. vom Suffix	100%
Genusregel 5	Belebte	nach natürlichem Geschlecht	86,8%

Razum (2005) macht ähnliche Angaben über Tendenzen, die das Genus eines Substantivs bestimmen:

(a) Bedeutung/Semantik: Tendenzen, aber keine allgemeingültigen Regeln (siehe 1.1.3).

(b) Morphologische Bestandteile: das zweite Glied eines Substantivs bestimmt das Genus. Dies gilt für Komposition ebenso wie für Derivation. In einigen Fällen ist das uneindeutig, etwa bei *-mut* als zweitem Glied: *die Anmut, die Wehmut*; aber *der Wagemut, der Unmut*. Zubin/Köpcke (1981) weisen hier auf eine mögliche Zuweisung der Genera anhand von mit Männern und Frauen assoziierten Eigenschaften hin.

(c) Wortausgänge:

Maskulinum: *-ant, -asmus, -ich, -ig, -ismus, -ling, -or, -tum* (teilweise)

Femininum: *-a, -ade, -age, -aille, -aise (-äse), -ance, -äne, -anz, -ei, -elle, -enz, -ette, -heit, -ie [i:], -ie [iə], -igkeit, -ik, -ille, -ine, -ion, -isse, -itis, -ive, -keit, -ose, -schaft, -sis, -tät, -ung, -ur, -üre, -nis* (teilweise), *-sal* (teilweise)

Neutrum: *-är, -chen, -ett, -in [i:n], -ing, -lein, -ma, -ment, -um, -nis* (teilweise), *-sal* (teilweise), *-tum* (teilweise).

Auflistung nach Razum (2005:165-168).

(d) Lautstruktur: Auch hier gibt es keine eindeutigen Regeln, aber Tendenzen bei einsilbigen Substantiven. Solche auf *-ft* oder *-cht* tendieren zu Femininum, solche mit einem Konsonantencluster im Anlaut tendieren zu Maskulinum. (vgl. Razum 2005:168; Zubin/Köpcke 1981)

Hickey (1999) sieht die größte Vorhersagbarkeit des Genus eines Substantivs in der Phonologie begründet und weist darauf hin, dass dies eine Erklärung für die Immunität deutscher Genera gegenüber dem starken Sprachkontakt mit Englisch darstellen könnte; daraus schließt er, dass Genus eine irreführende Bezeichnung sei und vergleicht die Verwendung des Wortes *Gender* in diesem Zusammenhang mit der Verwendung von *weak* und *strong* in Bezug auf Adjektivflexionsklassen. Allerdings scheint dies wiederum eine zu große Vereinfachung des Genussystems des Deutschen darzustellen, da, wie in 1.1.3

veranschaulicht, die Beziehung zwischen Sexus und Genus zwar nicht eineindeutig, aber durchaus noch gegeben ist. Zutreffender wäre die Kritik für Genussysteme, die Genera auch für Aspekte wie Form und Funktion von Gegenständen unterschiedlich vergeben.

1.1.3 Semantische Basis der Genera

Inwieweit dem Genussystem eine semantische Basis zugrundeliegt, ist eine alte Diskussion in der Sprachwissenschaft. Dabei sind zwei grundsätzliche Positionen zu unterscheiden (vgl. Bußmann 2005):

- (a) Genus hat formale Ursachen. Es stammt aus ursprünglich durchsichtigen Flexionssystemen und erklärt sich durch die syntaktische Funktion der Kongruenz. Nachträgliche semantische Motivierungen sind dabei zwar nicht ausgeschlossen, bilden aber nicht die Grundlage des Systems, sodass die Genuszuweisung teilweise eine arbiträre Relation zwischen Sprache und Realität darstellt. Als einer der ersten Vertreter dieser Position ist Karl Brugmann zu nennen. Auch die in 1.1.2 erwähnte Position von Hickey (1999) lässt sich hier einordnen: „It is not true to say of a language which occasionally uses formal distinctions of gender to reflect a semantic distinction that gender has the *function* of making semantic distinctions“ (Hickey 1999: 622)

- (b) Genus hat in jedem Fall eine semantische Basis. Diese Basis kann später verloren gehen, es kann das System neu geordnet werden, und semantische, morphologische und formale Gründe je nach System und Wort ausschlaggebend sein, jedoch ist der Ursprung immer in Abbildungen der Realität in der Sprache zu suchen. Maßgebliche frühe Vertreter dieser Position waren Herder, Humboldt und v.a. Grimm (vgl. Bußmann 2005; Schwink 2004).

Ob die Motivation hinter der Zuweisung an sich semantisch ist, ist also umstritten; jedoch beinhaltet die Zuweisung unter den belebten Entitäten immer auch semantische Kriterien. Dahl (1999) nennt dabei eine Hierarchie.

- (a) In jedem Genussystem existiert ein generelles semantisches Grundprinzip für die Zuweisung von Genus zu belebte Entitäten bezeichnenden Nomina und Nominalphrasen.

- (b) Die Domäne des Prinzips (a) kann an verschiedenen Punkten der Belebtheitshierarchie enden: Zwischen Menschen und Tieren, zwischen höheren und niederen Tieren oder zwischen Belebten und Unbelebten.
- (c) Alle Belebten innerhalb der Domäne von Prinzip (a) können entweder das gleiche Geschlecht haben oder es kann weitere Unterteilungen geben. Wenn es verschiedene sind, ist das natürliche Geschlecht das Hauptkriterium.

Im heutigen Deutsch lässt sich einerseits eine Zuweisung anhand semantischer Kriterien zu Entitäten, die kein natürliches Geschlecht haben, unterscheiden, und andererseits eine Zuweisung zu Entitäten in Relation zu ihrem natürlichen Geschlecht. Die Durchsichtigkeit des Systems steigt dabei mit dem Grad der Belebtheit und der Nähe zum Menschen an: Dinge → Tiere → Personen. In allen Fällen können morphologische Regeln der Genuszuweisung über semantische dominieren (z.B. *Herr-chen* → Neutrum).

1.1.3.1 Unbelebte Entitäten

Die Genuszuweisung der Substantive, die als Signifikanten für unbelebte Entitäten dienen, scheint relativ arbiträr zu sein. Allerdings lassen sich für bestimmte Wortfelder Voraussagen treffen. Zur Veranschaulichung hier die Systeme von Weinrich (1993) und Razum (2005).

Weinrich (1993) ordnet die Begriffsfelder nach Genus.

- (a) Maskulinum: Wochentage, Monate, Jahreszeiten, Himmelsrichtungen, Witterungserscheinungen, Bergnamen (vorwiegend), Mineralien und Gesteine, Automarken (vorwiegend).
- (b) Femininum: Zahlen, Schiffe, Flugzeugtypen, Baumnamen, Blumennamen (oft), Motorradmarken.
- (c) Neutrum: Farbnamen, (Metalle und) chem. Elemente, Städtenamen, Ländernamen (vorwiegend), Kontinentnamen, Buchstaben.

Razum (2005:160 ff.) nimmt eine etwas komplexere Einteilung in zehn Klassen vor:

- (a) Wortfelder mit Begriffshierarchie: Oberbegriffe im Neutrum, Basisbegriffe in Klassen (Getränke meist Maskulinum, Obst meist Femininum), Unterbegriffe meist nach der

- Zugehörigkeit zu einem Basisbegriff (*das Kölsch* von *das Bier*; *der Veltliner* von *der Wein*);
- (b) Zitatsubstituierungen (*das A und O*; *das näselnde „Ja“*);
 - (c) Kurzwörter, die das Genus von den zugrundeliegenden Ausdrücken übernehmen (*die SPÖ* von *Sozialdemokratische Partei Österreichs*, *die NATO* von *North Atlantic Treaty Organization*, *der RGW* von *Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe*);
 - (d) Artikellose Länder- und Ortsnamen im Neutrum;
 - (e) Bergnamen im Maskulinum;
 - (f) Flüsse, wobei die im deutschen Sprachraum gelegenen meist im Femininum auftreten, jene außerhalb meist im Maskulinum;
 - (g) Schiffsnamen, die meist Femininum sind;
 - (h) Flugzeugbezeichnungen im Femininum;
 - (i) Typenbezeichnungen von Autos (Maskulinum) oder Motorrädern (Femininum);
 - (j) Namen von Hotels, Cafés, Restaurants oder Kinos, denen Fantasiebezeichnungen zugrundeliegen (Neutrum).

1.1.3.2 Tierbezeichnungen

Tierbezeichnungen nehmen eine Zwischenstellung ein: Ihr Genus lässt sich in vielen Fällen nicht vorhersagen, jedoch ist bei vielen Tieren ein natürliches Geschlecht vorhanden, oder ihnen wird eines zugeordnet. Natürliche Geschlechter sind vorhanden, jedoch spielen sie nicht immer die ausschlaggebende Rolle. In der Wahrscheinlichkeit, dass spezifische Geschlechtsbezeichnungen vorhanden sind, besteht eine Korrelation zu den Faktoren Domestikation/Nähe zum Menschen und Größe des Tieres (vgl. Wellmann 1975; Aikhenvald 2000) und zur Relevanz des Tieres für Menschen (Weinrich 1993). So gibt es die Dichotomien *✓Kater* und *✓Katze*, *✓Stute* und *✓Hengst*, *✓Kuh* und *✓Stier* etc., aber andere, wie *??Tausendfüßlerin*, *??Giraffer*, *??Nematodin*, sind aufgrund ihrer weitgehenden Irrelevanz für die Alltagssprache ausgeschlossen.

Die Größe beeinflusst darüber hinaus, welches Geschlecht zugeordnet wird; große Tiere sind eher männlich, kleine eher weiblich (vgl. Mills 1986). Jedoch ist diese Tendenz schwächer ausgeprägt (*die Katze*, *die Biene*, *der Löwe*, *der Leopard*, *der Jaguar*, *der Elefant*; aber *der Schmetterling*, *die Hyäne*, *die Antilope*...).

Razum (2005:159) gibt zwei unterschiedliche Systeme an, die obige Kriterien illustrieren. Nutztiere bilden darin ein wesentlich eindeutigeres System als andere Tiere mit erkennbarer Genus-Sex-Beziehung.

Tab. 2: Nutztiere:

Generisch → Neutrum	spezifisch männlich → Maskulinum	spezifisch weiblich → Femininum	Jungtier (generisch) → Neutrum
<i>das Pferd</i>	<i>der Hengst</i>	<i>die Stute</i>	<i>das Fohlen, das Füllen</i>
<i>das Rind</i>	<i>der Stier, der Bulle</i>	<i>die Kuh</i>	<i>das Kalb</i>
<i>das Schwein</i>	<i>der Eber</i>	<i>die Sau</i>	<i>das Ferkel</i>
<i>das Huhn</i>	<i>der Hahn</i>	<i>die Henne</i>	<i>das Küken</i>

Tab. 3: Andere Tiere mit erkennbarer Beziehung Genus-Sex-Beziehung:

Generisch → keine festen Regeln	männlich → Maskulinum	weiblich → Femininum	Jungtier (generisch) → meist Neutrum
<i>die Katze</i>	<i>der Kater</i>	<i>die Katze, verdeutlicht: die Kätzin</i>	<i>das Kätzchen</i>
<i>der Hund</i>	<i>der Rüde</i>	<i>die Hündin</i>	<i>der Welpe (mask.)</i>
<i>das Reh</i>	<i>der Rehbock</i>	<i>die Rehgeiß</i>	<i>das Kitz</i>
<i>die Gans</i>	<i>der Gänserich, der Ganter</i>	<i>die Gans</i>	<i>das Gänseküken, das Gössel (norddt.)</i>
<i>die Maus</i>	<i>der Mäuserich (v.a. in Erzählungen)</i>	<i>die Maus</i>	<i>das Mäusejunge</i>
<i>der Tiger</i>	<i>das Tigermännchen</i>	<i>die Tigerin, das Tigerweibchen</i>	<i>das Tigerjunge</i>
<i>der Elefant</i>	<i>der Elefantenbulle</i>	<i>die Elefantenkuh</i>	<i>das Elefantenkalb, das Elefantenjunge</i>

Dabei gilt, dass in einigen Fällen in Fachsprachen geschlechtsspezifische Lexeme vorhanden sind, die in der Alltagssprache unbekannt oder ungebräuchlich sind, wie zum Beispiel der Fachbegriff *Fähe* für das alltagssprachlich als *Füchsin* bezeichnete Tier.

Doleschal (1992) gibt darüber hinaus an, dass die Kriterien sich sogar auf die Movierung auswirken, indem eine Bildung *Seehund* → *Seehündin* trotz der Produktivität unmöglich sei. Während klar ist, dass der korrekte Fachterminus *Seehundweibchen* wäre, scheint mir allerdings der kategorische Ausschluss von *Seehündin* übertrieben und die Situation eher mit der von *Fähe* ↔ *Füchsin* vergleichbar. Dies könnte auch als Zeichen für eine zunehmende Produktivität der Movierung seit den frühen 1990er Jahren gewertet werden.

1.1.3.3 Personenbezeichnungen

Bei Personenbezeichnungen ist die Relation zwischen Sexus und Genus tendenziell am direktesten. In den meisten Fällen herrscht Übereinstimmung zwischen natürlichem und grammatischem Geschlecht. Dies liegt darin, dass bei der Referenz auf Personen das

natürliche Geschlecht von Bedeutung für ihre korrekte Identifikation ist (vgl. Bußmann 2005). Wenn dies nicht kommunikativ relevant ist, ist auch das natürliche Geschlecht weniger relevant und muss nicht dargestellt werden (vgl. Razum 2005:154 ff.).

(1) *Ich fand das Kind.*

Das natürliche Geschlecht spielt dabei offenbar keine Rolle. Relevant ist die generische Ausdrucksweise, hier mit Genus Neutrum.

In solchen Fällen wird als *Default Gender* (oder *genus commune*) das unmarkierte Genus herangezogen, also im Deutschen das Maskulinum. Bußmann (2005) weist darauf hin, dass dies als Reflexion sozialer und kultureller Gegebenheiten in der Sprache angesehen werden kann (vgl. Kapitel 2, 3, 4).

Darüber hinaus existiert eine Reihe von Ausnahmen, deren grammatisches Geschlecht im Widerspruch zu ihrem natürlichen Geschlecht steht. Unter anderem sind dies *Backfisch*, *Blaustrumpf*, *Frauenzimmer*, *Fräulein*, *Kanaille*, *Mädchen*, *Schwuchtel*, *Tucke*, *Tunte*, *Vamp und Weib*.

Bei diesen überwiegen entweder morphologische Prinzipien (Deminuierung oder Geschlecht des zweiten Wortgliedes) oder semantische Prinzipien, indem Assoziationen mit Eigenschaften des grammatischen Geschlechts die Bedeutung wesentlich beeinflussen. Morphologische Prinzipien werden etwa bei *Fräulein* und *Mädchen* schlagend.

„**Fräulein** *Sn std.* (12. Jh.), mhd. *vrouwelīn, vröu(we)lin*. Diminutiv auf *-lein* zu *Frau*. Im Mhd. ist das Wort in der ursprünglichen diminutivischen Bedeutung "Mädchen, junge Frau vornehmen Standes" (vgl. die alte Bedeutung von *ᶚFrau*) und dann auch speziell mit der Komponente "unverheiratet" bezeugt, wobei es an die Stelle von mhd. *juncvrou(w)e, juncvrou* (*ᶚJungfrau*) tritt (Zwischenform *juncvrouwelīn*). Als "unverheiratete Frau aus dem Adelsstande" hält es sich bis ins beginnende 19. Jh., wird dann auch für bürgerliche Mädchen verwendet und löst damit die Entlehnungen aus dem französischen *Demoiselle*, *ᶚMamsell* ab. Entlehnungen von mndd. *vrouken, vroiken* sind ndn. *frōken*, nschw. *frōken*. Das Wort wird heute im Zuge der Gleichberechtigung verdrängt.“ (Seebold 2002:313)

Dies gilt auch bei bereits lexikalisierten Begriffen, in denen das zugrundeliegende Wort nicht mehr durchsichtig ist.

„**Mädchen** *Sn std.* (15. Jh.). Wie \nearrow Mädel u.a. eine Verkleinerungsform zu Magd (in dessen alter Bedeutung „Mädchen“). Die zu erwartende Form Mägdchen noch bei Lessing; die Vereinfachung beginnt in der Mitte des 17. Jhs. in Thüringen und Sachsen. [...]“ (Seebold 2002:588)

Dann gibt es Ausnahmen, bei denen die Umkehrung des Geschlechts aus pejorativen Gründen geschieht, etwa *Tunte*.

„**Tunte** *Sf* "Tante, zimperliche Person", vulg. "Homosexueller" *per. reg.* (20. Jh.). Vermutlich eine mundartliche Variante (oder Entstellung) aus \nearrow *Tante*.“ (Seebold 2002:935)

Andere Beispiele sind *Trampel* (Maskulinum) sowie *Tucke*, *Schwuchtel* (Femininum). Nur wenige sind vollkommen undurchsichtig; dazu gehören etwa *Weib*, *Tramp*, *Vamp*.

„**Vamp** *Sm* "kühle, verführerische Frau" erw. *fremd* (20. Jh.) Entlehnt aus ne. *vamp*, dieses eine Kurzform von ne. *vampire* "Vampir". Die Bezeichnung entsteht im amerikanischen Stummfilm zu Beginn des 20. Jhs.; Ausgangspunkt ist die Verfilmung der Erzählung *The Vampire* von R. Kipling (in *A Fool there Was* 1914), wo das Wort metaphorisch auf die weibliche Hauptperson angewendet wird.“ (Seebold 2002:947)

„**Weib** *Sn std.* (8. Jh.), mhd. *wīp*, *wīb*, *ahd.* *wīb*, as. *wīf* Stammwort. Aus g. **weiba-* n. "Weib", auch in anord. *víf* (arch.), ae. *wīf*, afr. *wīf*. Die Erklärung des etymologisch ganz unklaren Wortes hat davon auszugehen, daß das neutrale Genus ausreichend begründet werden muß. Deshalb kommt eine Täterbezeichnung o.ä. nicht in Frage. Desgleichen ist bei dem Nebeneinander der Bedeutungen "Ehefrau" und "erwachsene Frau", allenfalls noch "Frau, die schon Geschlechtsverkehr gehabt hat", jeweils in striktem Gegensatz zu "Jungfrau", eine Ausgangsbedeutung "Ehefrau" oder gar "Braut" ganz und gar unwahrscheinlich. [...]“ (Seebold 2002:977)

1.2 Möglichkeiten der Genusdarstellung im heutigen Deutsch

Das Geschlecht von Lebewesen (und Personen) kann explizit entweder durch Methoden der Wortbildung oder syntaktische Mittel ausgedrückt werden (vgl. Doleschal 1992). In diesem Teil des Kapitels werden die einzelnen Methoden kurz beschrieben.

1.2.1 Genus als Teil des Substantivs

Razum (2005) unterscheidet drei Arten des Ausdrucks von Genus an Substantiven im Deutschen:

Klasse A: Solche, die sich unabhängig vom Genus auf Personen beiderlei Sexus beziehen können: *Person, Fachkraft, Nachtwache; Mensch; Mitglied; Individuum; Kind.*

Klasse B: Geschlechtsspezifische Substantive. Diese folgen der Regel, dass semantisch männliche im Maskulinum, semantisch feminine im Femininum stehen: *Mann, Junge, Dame, Fachmann, Fachfrau.*

Klasse C: Movierungen, vor allem auf *-in*, aber auch *-euse, -erich, -er, -ine, -ice, -sche.*

Dazu existiert eine Übergangsform, die im Singular geschlechtsspezifisch mit Möglichkeit zur Movierung und im Plural geschlechtsneutral ist. Dies sind die Komposita auf *-mann, -frau* etc., deren Plural *-leute* ist. Dazu gehören unter anderem *Bergmann, Fuhrmann, Hauptmann, Feuerwehrmann, Landmann, Landsmann, Landsleute.* Hier zeigt sich ein Bedeutungswandel, denn „Da die Zeiten vorbei sind, wo man unter *-leuten* nur Männer verstand, bilden neuere Zusammensetzungen mit *-mann* den Plural regelmäßig“ (Razum 2005:157).

Für das Thema dieser Arbeit ist vor allem die Movierung interessant.

1.2.1.1 Movierung

Die Movierungs- oder Motionssuffixe bieten im Deutschen die Möglichkeit, Personen- und teilweise auch Tierbezeichnungen durch das Merkmal [+weiblich] oder [+männlich] zu ergänzen, wo dies nicht von vornherein vorhanden ist. Die Basis muss dafür eindeutig jeweils in Genusopposition stehen, also bei Movierung Richtung Femininum maskulin, umgekehrt feminin sein (vgl. Rösner 1998).

Die Mehrzahl der Fälle ist die Movierung in Richtung Femininum, die Produktivität Richtung Maskulinum sehr beschränkt (vgl. Schoenthal 2000; Rösner 1998).

(2) *Student* → *Studentin*

(3) *Witwe* → *Witwer*

Darüber hinaus dient die Movierung als Mittel zur Herstellung von Genuskongruenz, um den syntaktischen Bezug zu verdeutlichen.

(4) *Die Regierung war die Urheberin aller Probleme.*

Die Movierung ist am produktivsten mit deverbalen Substantiven wie *Maler, Läufer, Ruderer* und denominalen wie *Musiker, Physiker, Berliner*. Während es vereinzelt deadjektivische Substantive gibt, die moviert werden, etwa *Gläubiger, Schuldiger* und *Blondine*, sind diese nach Rösner (1998) lexikalisiert. Eine **Rotin* oder **Blindin* ist im heutigen Sprachzustand des Deutschen nicht möglich. Darüber hinaus gibt es Beschränkungen bei Substantiven der Klasse A nach Razum (2005) sowie aus phonologischen, morphologischen und semantischen Gründen.

Beschränkungen der Movierung sind allerdings durch die zunehmende Produktivität von *-in* starkem Wandel unterworfen. Neben der erwähnten *Seehündin*, die noch Doleschal (1992) ausschließt, gibt zum Beispiel auch Weinrich (1993) noch an, dass die Movierung vor allem auf soziale Geschlechtsrollen zutrifft, aber eher nicht auf Gelegenheits- oder Momentanrollen, eine Beschreibung, die nur sechzehn Jahre später schwer nachvollziehbar scheint.

1.2.1.1.1 Movierungssuffixe

Es folgt eine Auflistung der im Deutschen vorhandenen Movierungssuffixe, im wesentlichen nach Wellmann (1975).

(a) *-in*

Das weitaus bedeutendste Movierungssuffix: Wellmann (1975) findet in untersuchten Texten diese Variante in 90% der Movierungen. Dies dürfte inzwischen eher noch zugenommen haben; da dies auf Kosten anderer Movierungen geht, ist *-in* mittlerweile vielleicht das einzige produktive Suffix für die Movierung Richtung Femininum. Diese Movierung kann für die Mehrzahl der Berufsbezeichnungen und Nomina Agentis einfach vorgenommen werden.

(5) *Schüler → Schülerin.*

Bei auf *-erer* endenden Substantiven tritt Haplologie auf: ein *-er* wird getilgt.

(6) *Zauberer / Zauberin, Ruderer/Ruderin, Zimmerer/Zimmerin*

Ältere Bildungen von *-in*-Movierung weisen meist Umlaut auf; dieser unterbleibt aber bei zweisilbiger Basis mit unbetontem *-e* in zweiter Silbe und in wenig assimilierten Fremdwörtern (vgl. Rösner 1998).

Kombinierbar ist *-in* mit der Mehrzahl der Substantive, die Menschen oder Menschen nahestehende Tiere bezeichnen. Besonders produktiv ist es bei Basen auf *-er, -ler, -ner, -iker, -ist, -ator, -ant/ent, und -eur* (vgl. Samel 2000; Wellmann 1975:109 bemerkt dazu noch, dass überhaupt nur diese als Basis fungierten), wobei Agentivbildungen auf *-er* die häufigste Basis überhaupt darstellen (was in deren Produktivität begründet sein mag; vgl. Rösner 1998).

Bei *-in* können zwei Varianten angenommen werden; nach Wellmann (1975) sind dies:

- (a) *X-in¹*: weibliche X (*-in* fügt das Merkmal +weiblich hinzu).
- (b) *X-in²*: Frau eines X (*-in* bezeichnet eine Zugehörigkeit zum Mann).

***-in¹*:**

-in hat die eigentliche Movierungsfunktion wie oben beschrieben.

Bei Berufs- oder Amtsbezeichnungen ist eine eindeutige Änderung feststellbar: Wellmann (1975) nennt *Frau Minister* als die bevorzugte Form vor *Ministerin*; auch Pusch (1984) spricht von „neckischen“ Movierungen. Jedoch ist mittlerweile die Movierung bei Berufsbezeichnungen voll etabliert. So nennt <http://www.bmukk.gv.at/ministerium/index.xml> (Abruf am 19.4.2009, 10:06) selbstverständlich *Ministerin* als Amtstitel.

Unter aus dem Französischen abgeleiteten Berufsbezeichnungen gibt es gelegentlich eine Konkurrenz zu *-euse*, wodurch *-in* blockiert werden kann; diese ist aber im Schwinden begriffen. Wellmann markiert heute gebräuchliche Formen dabei noch als zweifelhaft. Diese Formen sind heute allesamt akzeptabel.

(7) °*Kontrolleurin* → ˇ*Kontrolleurin*, °*Regisseurin* → ˇ*Regisseurin*, °*Instrukteurin* → ˇ*Instrukteurin*, °*Monteurin* → ˇ*Monteurin*

Tiernamen

-in als Movierung von Tiernamen wird blockiert, wo bereits ein geschlechtsspezifisches Lexem vorhanden ist, abhängig davon, wie bekannt diese Bezeichnung ist. *Füchsin* existiert dabei zum Beispiel neben *Fähe*, weil letzteres sich in der Bekanntheit auf Jägersprache beschränkt. Moviert wird weiter nur bei Tieren, die Menschen nahestehen.

-in²:

Diese Variante unterscheidet sich in ihrer Bedeutung; sie fügt nicht einfach [+weiblich] hinzu, sondern kennzeichnet, dass es sich um die Frau eines die Tätigkeit ausübenden Mannes handelt. Wellmann nennt die Beispiele *Pastorin Höhlenrauch* und *Pension einer verstorbenen Generalfeldmarschallin* (Wellmann 1975:117).

Da mittlerweile die überwältigende Mehrheit der Berufe Frauen offensteht, entsteht hier eine theoretische Ambiguität in der Bedeutung. Eine movierte Form kann demnach immer zwei Dinge bedeuten:

(7) *Briefträgerin* = weibliche Postbedienstete oder Frau des Briefträgers.

Allerdings ist dies faktisch nicht gegeben; solche Formen würden mehrheitlich dahingehend interpretiert, dass es sich um eine Frau, die einen Beruf ausübt, handelt. Selbst *Generalfeldmarschallin* würde nur unter dem Umstand als *Frau des Generalfeldmarschalls* aufgefasst werden, wenn bekannt ist, dass der Dienstgrad nicht mehr existiert; Frauen in hohen Offiziersrängen, noch vor einem Jahrhundert im deutschen Sprachraum undenkbar, sind mittlerweile durchaus vorhanden. Auch hier zeigt sich der schnelle Wandel: Noch Doleschal (1992) schließt Soldat aus pragmatischen Gründen von der Movierung an sich aus, 2009 hingegen ist bereits Generalin nicht ausgeschlossen, wenn es auch vielleicht noch ungewöhnlich ist (1994 wurde in der deutschen Bundeswehr die erste Frau in den Rang einer Generalin befördert).

Dies, und der Umstand, dass es unüblicher wird, Frauen nach dem Beruf des Ehemannes zu benennen, lässt vermuten, dass diese Variante stark abnimmt.

Der Einteilung von Wellmann in zwei *-in* mit unterschiedlicher Bedeutung stimmt Pusch (1984) nicht zu; die Funktion zwei (Kennzeichnung der Ehefrau) sei die einzige. Die prominenten Gegenbeispiele aristokratischer Titel und Berufsbezeichnungen seien nur durch Verheiratung mit einem entsprechenden männlichen Titelträger entstanden. *-in* wäre deshalb abzulehnen, da die Bedeutung „Frau von“ überwiegt.

„Festzuhalten bleibt also, daß die movierte Form zur Bezeichnung weiblicher Menschen eine sprachliche Diskriminierung sozusagen ersten Ranges darstellt. Das hochproduktive Suffix *-in* konserviert im Sprachsystem die jahrtausendealte Abhängigkeit der Frau vom Mann, die es endlich zu überwinden gilt. Auch sprachlich.“ (Pusch 1984:59)

(b) *-(i/e)ss(e/in)*

Bei älteren Titeln, z. B. *Äbtissin*, *Prinzessin* (zu veraltet *Prinzeß*), *Baronesse/Baronin*. Die Möglichkeit der Deminuirung deutet an, dass das Suffix nicht mehr produktiv ist, sondern als Teil des Lexems wahrgenommen wird.

(c) *-euse*

-euse ist aus dem Französischen übernommen. Es wird auf französische Lehnwörter und Personenbezeichnungen, welche von Verben auf *-ieren* abgeleitet sind, angewandt. Die Bildung erfolgt nicht durch Suffigierung, sondern durch Ersetzung. Wellmann (1975) gibt an, dass diese Bildung noch aktiv ist. Allerdings findet auch hier eine Verdrängung durch *-in* statt; Samel (2000) gibt als möglichen Grund eine negative Konnotation von *-euse* an.

Zu einer Reihe von Substantiven existieren hier parallele, gleichwertige Formen. Tendenziell gewinnen die Movierungen auf *-in* die Oberhand: *Masseurin/euse*, *Chauffeurin/euse*, *Friseurin/euse*, aber *Amateurin/°euse*, *Akteurin/°euse*.

(d) *-ine*

Nach dem Muster von Namen-Oppositionen *Wilhelm-Wilhelmine*, *Bernhard-Bernhardine*. In literarischen und humorvollen Bezügen, etwa *Nazi* → *Nazine*.

(e) *-ice*:

Nach dem Muster von *Direktorin* → *Direktrice*; bei Wellmann als Okkasionsbildung erwähnt. °*Inspektrice*, °*Redactrice*, °*Servitrice*.

(f) Oppositionsbildungen

Teilweise kommen bei Komposita mit suffixartig gebrauchten männlich und weiblichen Vornamen Okkasionsbildungen vor: *Heulsuse* ↔ *Heulpeter*; *Quatschmichel* ↔ *Quatschliese* etc.

(g) -sche:

Entspricht in der Verteilung in *-in* norddeutscher Umgangssprache. Dabei können zu *-in*¹ und *-in*² analoge Bedeutungsvarianten *-sche*¹ und *-sche*² angenommen werden. Wellmann (1975) nennt *Haushältersche*, *Judsche* (als abwertende Form) für *-sche*¹ und *Müllersche*, *Doktersche* etc. für *-sche*².

(h) -er

Diese Movierung von Femininum zu Maskulinum funktioniert durch Suffixtausch mit *-e* ohne Umlautung der Basis. *Witwe* → *Witwer*, *Hure* → *Hurer*, *Gans* → *Ganter*.

(i) -erich

In Analogie zu *Gans* → *Gänserich* wird dies im allgemeinen in einer spöttischen oder humorvollen Weise benutzt.

1.2.2 Flexion - Kongruenz

Aus der Flexionsklasse kann in Genusssprachen das Genus geschlossen werden (während umgekehrte Schlüsse nicht möglich sind; vgl. Schwink 2004). Die Flexion ist im Deutschen allerdings bereits stark erodiert. Numerus, Kasus und Genus werden am Substantiv in jeweils einem Morphem mehrfacher Bedeutung ausgedrückt.

- (8) a.) *Hund-es* → *-es* = Singular, Genitiv, Maskulinum
b.) *Kind-ern* → *-ern* = Plural, Dativ, Neutrum.

Ronneberger-Sibold (2004) bezeichnet das Flexionssystem folglich als „bemerkenswert ineffizient“ bei der Darstellung von Kasus, Numerus und Genus; Numerus ist hiervon am wenigsten betroffen.

Da die Flexionsklassen also stark reduziert sind und kaum mehr eindeutige Zuordnungen erlauben (vgl. Kapitel 3.), ist für die Markierung von Kasus, Numerus und Genus im Deutschen die Kongruenz allgemein und im Speziellen die Möglichkeit zur

Wortgruppenflexion (vgl. Razum 2005) entscheidend. Die Kombination der Flexionen einer Determinatorphrase drückt dabei spezifischer aus, welche Genus, Numerus und Kasus auftreten, als es die einzelnen Wörter tun.

(9) *Anna will diese dicken Bücher lesen.*

Diese kann dabei feminin Singular Nominativ oder Akkusativ sein, oder Plural Nominativ oder Akkusativ; *dicken* kann Gen. oder Dativ Sg. maskulin oder neutral, sowie Plural ausdrücken; und *Bücher* kann Plural Nominativ, Genitiv oder Akkusativ sein. Durch Ausschluss der einander widersprechenden Formen reduzieren sich die Möglichkeiten auf Nominativ und Akkusativ Plural.

Diese Möglichkeit, Genus (bzw. Sexus) darzustellen, ist allerdings beschränkt: Je weniger Kongruenz syntaktisch notwendig ist, desto weniger klar wird das Geschlecht eines Signifikaten. Wenn dieser dann nicht eindeutig markiert ist (was, wie oben beschrieben, im Deutschen nicht unbedingt der Fall sein muss), treten Ambiguitäten auf.

Genuskongruenz wird in Sprachen an vier verschiedenen Wortarten hergestellt (vgl. Aikhenvald 2000):

- (a) Adjektive (inklusive Partizipialkonstruktionen); substantivierte Adjektive und Partizipien unterscheiden im Singular zwischen Maskulinum und Femininum (Gebrauch wie Klasse C: *der Studierende, die Studierende* → *die Studierenden*, ein Neuer, eine Neue → viele Neue.
- (b) Adjektivisch flektierte Pronomina, nicht aber Pronomina, für die das natürliche Geschlecht irrelevant ist: *jedermann, jemand, man, niemand, wer* (Razum 2005). In diesen Fällen wird mit dem unmarkierten Maskulinum kongruiert. Da dies jedoch auf Kritik stößt, wird zunehmend auch mit natürlichem Geschlecht auf solche referiert (vgl. Samel 2001) beziehungsweise *man* aufgrund der Konnotation mit „männlich“ vermieden (vgl. Kapitel 2.)
- (d) Artikel; diese sind jedoch nicht eindeutig. Wegener (1999) weist auf den Nutzen der Artikel zur Genuserkennung im Spracherwerb hin; Schwink (2004) vermutet, dass Artikel zukünftig als Präfix analysiert werden könnten, da sie essentielle Informationen tragen.

(e) Numeralia.

(10) *Der Mann hat **seinem** **siebenten** Kind diese eine gestreifte Katze geschenkt.*

1.2.2.1 Syntaktische und semantische Kongruenz

Kongruenz kann als syntaktische Kongruenz und als semantische Kongruenz auftreten; bei Genus-hybriden Substantiven hat dabei die syntaktische Vorrang, allerdings führt die Referenz zum natürlichen Geschlecht nicht zur Inakzeptabilität eines Satzes.

- (11) a.) *✓Nachdem es_i Frühstück gegessen hatte, ging das Mädchen_i zur Schule.*
b.) *✓[?]Nachdem sie_i Frühstück gegessen hatte, ging das Mädchen_i zur Schule.*

Die Wahrscheinlichkeit, dass die Kongruenz semantisch hergestellt wird, steigt dabei mit der Entfernung der kongruierenden Elemente voneinander (vgl. Schwink 2004).

Umgekehrt kann Movierung, die sonst nur auf Personen referiert, auch zur Herstellung syntaktischer Kongruenz bei unbelebten Entitäten dienen. Dies ist aber nicht zwingend.

(12) Femininum → Femininum: *Die Stadt Wien als Eigentümer**in** des Parks weist diese Behauptung zurück.*

(13) Femininum → Maskulinum: *Die Stadt Wien als Eigentümer des Parks weist diese Behauptung zurück.*

(14) Maskulinum → Maskulinum: *Der Bezirk als Verwalter des Gebäudes.*

(15) *Das Bistum als Eigentümer/*Eigentümerin des Parks.*

Neutrale Formen kongruieren maskulin, da es keine neutrale Movierung gibt. Das Maskulinum hat somit als einziges die Fähigkeit zur universellen Kongruenz in solchen Fällen.

1.3 Genusabbau

Wichtig für die Frage der Darstellung von natürlichem Geschlecht mittels Genus ist die Frage des Genusabbaus in Fällen, in denen die biologischen Geschlechter entweder nicht relevant sind, semantisch nicht markiert sein müssen oder von mehreren belebten Entitäten

verschiedenen Geschlechts die Rede ist (vgl. Schoenthal 2000), also im Plural oder bei Konjunktion mehrerer Elemente.

Diese Frage stellt sich in allen Sprachsystemen, die nicht nur zwischen Belebtem und Unbelebtem unterscheiden, sondern auch Klassen für die biologischen Geschlechter haben. Wie in den meisten solcher Genussprachen wird im Deutschen für solche Fälle das Maskulinum verwendet (vgl. Aikhenvald 2000). Dies leitet sich nach Schwink (2004) aus der Sprachgeschichte ab, da Maskulinum das ursprüngliche animierte Geschlecht einer frühindogermanischen Sprachform dargestellt hat (vgl. Kapitel 3).

Im Lateinischen wurde die Situation nach folgendem Prinzip gelöst (Schwink 2004):

- (a) Wenn alle Entitäten männlich sind, verwende Maskulinum.
- (b) Wenn alle Entitäten weiblich sind, verwende Femininum.
- (c) Wenn alle Entitäten menschlich sind, verwende Maskulinum.
- (d) Sonst wird Neutrum verwendet.

Das Deutsche verwendet, soweit es die Artikel betrifft, ein einfacheres System: De facto haben die Artikel drei Genera im Singular, eines im Plural. Somit existiert eine geschlechtsunspezifizierte Pluralklasse. Dieses System setzt sich allerdings beim Genus von Substantiven nicht fort; in Substantiven gilt das Prinzip, dass Eigenschaften des unmarkierten Falles weitergegeben werden: Für eine Entität, die als Instanz eines generellen Typus oder einer Klasse analysiert werden kann, genügt es, nur die außergewöhnlichen Eigenschaften dieser Entität zu kodieren, da die regulären Eigenschaften aus ihrem ontologischen Typ geschlossen werden können (vgl. Default Inheritance, bei Corbett/Fraser 1999: 57).

Lexeminhärente Genera und insbesondere die Movierung erlauben es, einen dem Maskulinum oppositionell gegenüberstehenden femininen Plural darzustellen. Durch diese Opposition steht die Bedeutung des maskulin/neutral/femininen Plurals als geschlechtsunmarkiert in Frage. Analog dazu funktionieren die anderen generischen Formen: Sie existieren in Opposition zur Möglichkeit, Femininum klar zu markieren. Dieses Prinzip findet sich in vielen Klassifikationssystemen.

Somit gibt es zwei Gebrauchsweisen für maskuline Wörter (vgl. Schoenthal 2000):

- (a) Spezifisch auf Männer bezogen (16).

(b) Generischer, geschlechtsneutraler oder geschlechtsindifferenter Gebrauch
verallgemeinernd auch auf Frauen (17):

(16) *Nicht immer verdienen Ärzte mehr als Ärztinnen.*

(17) *Alle Studenten sind herzlich eingeladen.*

Eine eindeutige Regel, wann die generische Form in Fällen wie (16) und (17) ausschließlich auf Männer und wann ausschließlich auf Frauen referiert, existiert nicht. Ob dies dann tatsächlich eine neutrale Form darstellen kann oder eben doch bevorzugt als männliche Form interpretiert wird, ist umstritten und einer der Hauptkritikpunkte der feministischen Sprachkritik (Pusch 1984; Samel 2000). Schwink (2004) vergleicht die Problematik mit der pragmatischen Schwierigkeit, eine Gruppe aus Menschen zu adressieren, die sowohl Individuen enthält, die man duzt, als auch solche, die man siezt: Es müssen Vermeidungsstrategien gefunden werden.

1.4 Zusammenfassung

In diesem Kapitel wurde ein Überblick über das System, mit dessen Hilfe natürliches Geschlecht in der deutschen Sprache dargestellt werden kann, gegeben. Die Möglichkeiten schließen Flexion, Gruppenflexion, Kongruenz und Movierung mit ein. Innerhalb dieses Umfelds entsteht die Lücke, die das Binnen-I und ähnliche Mittel ausfüllen können. Worin diese besteht, wurde von der feministischen Sprachkritik beschrieben und beanstandet. Das nächste Kapitel befasst sich mit dieser Kritik am deutschen Sprachsystem.

2. Feministische Sprachkritik

Nach dem Überblick über die Möglichkeiten des Deutschen, Genus und folglich Sexus auszudrücken, soll dieses Kapitel einen Überblick über die feministische Kritik daran bieten. Das Kapitel beginnt mit einem Überblick über die feministische Sprachkritik an sich sowie ihre Ziele, aufbauend auf Samel (2000) und Schoenthal (2000). Dem folgt ein Überblick über die Kritik am Deutschen im Allgemeinen sowie die wesentlichen beanstandeten und themenrelevanten Elemente: Das generische Maskulinum im Deutschen, sowie die Genusasymmetrie, dem pointierten Muster von Pusch (1984) folgend.

2.1 Feministische Sprachkritik allgemein

Feministische Sprachkritik steht in der Tradition der aufklärerischen und moralisierenden Sprachkritik des 18. und 19. Jahrhunderts (Samel 2000). Sprache und Denken werden als in einem Wechselverhältnis begriffen: Sprache einerseits als Spiegel und Ausdruck des gewachsenen Denkens, andererseits als Hindernis für die Wahrnehmung einer geänderten Welt.

Als spezifisch feministische Sprachkritik entstand sie zuerst im englischsprachigen Raum im Zuge der zweiten Frauenbewegung der 1960er und 1970er Jahre und breitete sich dann in den deutsch- und französischsprachigen Raum aus. Sie steht in der Funktion des feministischen Strebens nach Gleichstellung von Frauen und Männern in allen Bereichen des Lebens. Die Arbeit für die Erreichung dieses Ziels soll mit linguistischen Mitteln erreicht werden; sprachliche Ungleichmäßigkeiten sollen identifiziert werden, um danach Methoden zu ihrer Beseitigung entwickeln und anwenden zu können.

Die Erreichung gesellschaftlicher Gleichstellung durch linguistische Mittel steht im Zeichen der alternativ als Sapir-Whorf-Hypothese (Whorf 1956) oder linguistische Relativitätshypothese bezeichneten Annahme, dass jeder Gedanke in Bezug zu den Mitteln, mit welchen er gedacht wird, steht. Es wird angenommen, dass Sprache und Denken einander wechselseitig beeinflussen, und dass Sprache als Werkzeug des Geistes Wahrnehmung und Denken prägt, so dass Menschen mit unterschiedlichen Sprachsystemen eine unterschiedliche Wahrnehmung der Welt haben. Gesellschaftlich bedeutet dies, dass nicht nur die Art der Sprache durch die Gesellschaft, in welcher sie benutzt wird, bedingt ist, sondern die Sprache wiederum die Gesellschaft beeinflusst.

Die Vermutung, dass Sprache und Geist einander wechselseitig beeinflussen, wurde allerdings nicht erst von Whorf aufgestellt, sie lässt sich zum Beispiel schon bei Wilhelm von Humboldt in *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts* (1836) finden. Baudouin de Courtenay (1929) bemerkte bereits den Zusammenhang mit der Situation der Frauen, indem er einen wahrscheinlichen Einfluss der Genera auf die Psyche annahm: Die Frau werde dadurch nur als Ableitung vom Mann wahrgenommen, wie es in der Sprache auch geschieht.

Für die feministische Sprachkritik bedeutet dies, dass eine Sprache, deren Struktur inhärent sexistisch ist, eine Entwicklung der Gesellschaft zu einer nicht-sexistischen Gesellschaft bremst oder (je nachdem, wie stark der Einfluss angenommen wird) sogar verhindert. Dies wird als Akt der Gewalt gegenüber Frauen betrachtet, gemäß der Gewaltdefinition von

Galtung (1975), die jede Beeinflussung von Menschen, die deren tatsächliche Verwirklichung kleiner als ihre mögliche werden lässt, als Gewalt ansieht.

Feministische Sprachkritik strebt also an, durch Veränderung der Sprache die soziale Wirklichkeit zu verändern. Um dieses Ziel zu erreichen, soll die Androzentrizität des Sprachgebrauchs abgeschafft werden; die feministische Sprachkritik begleitet die Beschreibung der sprachlichen Asymmetrien mit Vorschlägen zu deren Behebung (z.B. Wodak 1987; Häberlin 1993; Müller/Fuchs 1993). Durch Herstellung einer Symmetrie im Sprachsystem sollen sexistische Vorstellungen sprachlich nicht zusätzlich reproduziert werden.

In der feministischen Sprachkritik wird zwischen Sprachgebrauchs- und Sprachsystemkritik unterschieden. Sprachgebrauchskritik behandelt den intendierten Effekt von Sprechhandlungen, also etwa Manipulation durch Unterlassung von Information oder Lügen, oder Verwendung bzw. Nichtverwendung von Begriffen oder Methoden zum Ausdruck der Unterstützung oder Verweigerung von gesellschaftlichen Strömungen, etwa die Weiterverwendung des zunehmend pejorativ konnotierten Begriffs *Neger*, die bewusste und demonstrative Vermeidung von geschlechtergerechtem Sprachgebrauch, um Gegnerschaft zu Zielen der Frauenbewegung auszudrücken, etc.

Sprachsystemkritik bezieht sich auf die Veränderung bestimmter Merkmale von Einzelsprachen, also innerhalb ihres syntaktischen, morphologischen, und lexikalischen Aufbaus: etwa Lücken in der Möglichkeit zur Darstellung und Inkonsistentes. Für das Deutsche ist dabei die asymmetrische Darstellung des natürlichen Geschlechts oder die sehr produktive Ableitung weiblicher Formen von männlichen im Gegensatz zur seltenen umgekehrten Ableitungsrichtung im Fokus des Interesses.

Während Sprachgebrauchskritik durchaus Akzeptanz findet, wird Sprachsystemkritik vielfach (z.B. Kalverkämper 1979) als unzulässig betrachtet. Argumentiert wird dabei sowohl mit einer angenommenen Natürlichkeit der Sprache als auch mit der Einschätzung, dass Sprache unveränderlich sein müsse – diese Argumentationen widersprechen einander zwar, werden aber doch oft parallel gebraucht.

Die Umsetzung der Kritik erfolgt mittels sprachpolitischer Maßnahmen. Einerseits soll ein Sprachwandel „von unten“ ausgelöst werden (vgl. Samel 2000): Kritik und Bewusstmachung von Problemen soll auch ohne Unterstützung durch Autoritäten (Sprachinstitute, Rechtschreibratgeber, Ämter) vor sich gehen. Sprachpolitik „von oben“ wird dann in Zeiten, wo feministischen Zielen gegenüber aufgeschlossene Regierungen amtieren, in Form von

Antidiskriminierungsgesetzen und Leitlinien für nichtdiskriminierenden Sprachgebrauch betrieben.

Sprachgebrauchs- und Sprachsystemkritik sowie sprachpolitische Maßnahmen treten gemeinsam auf und interagieren. Als Beispiel im Deutschen ist die Forderung nach vermehrter Movierung von Personenbezeichnungen durch *-in* zu nennen: Die Vermeidung von diskriminierenden Formen und Einbeziehung der Frauen ist Teil des Sprachgebrauchs; das Mittel dazu ist das Movierungssuffix, ein Teil des Sprachsystems; die vermehrte Verwendung beeinflusst seine Produktivität, sodass es auch verwendet werden kann, wo es zuvor als wenig akzeptabel eingestuft war; dadurch wird wiederum ein Kontrast zu nichtmovierten Formen geschaffen. Dieser Kontrast sorgt dafür, dass die generische Verwendung von nichtmovierten Formen zunehmend inakzeptabler wirkt. So verändert in Saussurschen Begriffen die Beeinflussung der *langue* die *parole*, was wiederum die Gesellschaft verändert.

2.2 Feministische Kritik am Deutschen

Das Genussystem des Deutschen reproduziert nach Ansicht der feministischen Sprachkritik patriarchale und frauendiskriminierende Strukturen. Die Entstehung des Systems kann von zwei einander ergänzenden Perspektiven aus begründet werden:

- (a) Einerseits sprachgeschichtlich aus der Entstehungsgeschichte des indogermanischen Genussystems, in welcher sich das Femininum aus dem Maskulinum ableitet, und später aus den Entwicklungen der germanischen und später deutschen Sprachstufen (vgl. Schwink 2004; Keller 1995; Kapitel 4).
- (b) Andererseits aus der Eigenschaft von Sprache, ein Abbild der Gesellschaft, in der sie existiert, zu sein (vgl. Hellinger/Bußmann 2003).

Die Begründung für die Ableitung des Femininums vom Maskulinum ist unter dieser Perspektive in der Abhängigkeit der Frauen von Männern in den älteren Gesellschaften zu finden. Dass in indogermanischen Gesellschaften erst keine Unterscheidung zwischen Femininum und Maskulinum, sondern nur zwischen Belebtheit und Unbelebtheit existierte, kann als Widerspiegelung weniger ausgeprägter Geschlechtshierarchien verstanden werden (vgl. Samel 2000).

Ältere Erklärungsmodelle sahen im Genus grundsätzlich eine Möglichkeit zur Sexusunterscheidung; in der Personifikationsthese wurde angenommen, dass in „primitiven“ Stammesgesellschaften Menschen durch Belebung und Sexualisierung ihrer Umwelt einen besseren Bezug zu ihr bekämen. Bemerkenswert ist dabei unter anderem der Versuch Grimms, ein System aufzustellen, wonach als weiblich oder männlich empfundene Eigenschaften mit Dingen verknüpft werden und Ausnahmen rein in der Phantasie begründet liegen. Eine Wiederaufnahme dieser Idee findet sich zum Beispiel in der Erklärung für die unterschiedlichen Genera von einerseits *Hochmut* und *Übermut* und andererseits *Wehmut* und *Anmut* bei Zubin/Köpcke (1981): Assoziationen mit dem Geschlecht, dessen Tugend die Eigenschaften vermeintlich sind, führten zum entsprechenden Genus.

Synchron betrachtet erschließt sich kein eindeutiger Zusammenhang zwischen Genus und Sexus: Substantive unterliegen Regeln der Genuszuweisung, jedoch sind diese weder eindeutig noch an sich immer semantisch durchsichtig; sie sind oft scheinbar willkürlich lexikalisch festgelegt und müssen beim Spracherwerb eigens erlernt werden. Die Beziehung zwischen Sexus und Genus steigt mit Belebtheit und Nähe zum Menschen kontinuierlich an (vgl. Kapitel 1), um bei Personenbezeichnungen weitgehend direkt zu sein – jedoch gibt es auch da zahlreiche Situationen (Genusabbau im generischen Maskulinum und Plural; Ausnahmen wie *Weib*, *Mädchen*, *Fräulein* etc.), in denen nicht vom Genus auf natürliches Geschlecht geschlossen werden kann. Es bleiben also für Genus immer zwei Lesarten verfügbar: eine geschlechtsabstrahierende und eine geschlechtsspezifizierende (vgl. Wodak 1987); dies zeigt sich insbesondere an Beispielen, wo semantische und syntaktische Kongruenz nicht identisch und alternativ möglich sind.

(18) *Das Mädchen_i hat [✓]ihren_i/_✓seinen_i Hammer verlegt.*

Da die Bedeutung einer Äußerung nicht alleine auf die intendierte Nachricht reduziert werden kann und welche Bedeutung intendiert war oft nicht ohne Rückfrage erschlossen werden kann, ist das Gelingen des Kommunikationsaktes insbesondere bei textbasierter Kommunikation infrage gestellt.

Daraus folgt ein essentieller Aspekt der feministischen Sprachkritik am System des Deutschen: Der Unterschied zwischen Sexus und Genus wird weder negiert noch ignoriert. Es wird jedoch darauf hingewiesen, dass auch bei einer Trennung der Konzepte, soweit es die Sprachproduktion betrifft, in der Sprachrezeption eine solche Trennung nicht vollständig

aufrechterhalten werden kann. Denn einerseits entstehen verständnishemmende Unklarheiten, andererseits Konnotationen, die Vorstellungen, welche ein androzentrishes Weltbild reproduzieren, fördern.

Mittlerweile haben auch diverse Studien (Scheele/Gauler 1993; Rummler 1995; Irmen 1996; und andere) eindrücklich dargelegt, dass grammatisches Geschlecht durchaus Einfluss auf die Wahrnehmung ausübt; das oft gebrachte Gegenargument gegen Maßnahmen, die explizite Darstellung von Frauen fördern sollen, dass Frauen auch in nicht neutral formulierten Texten mitgemeint seien, verliert damit empirisch zusehends an Boden, da der intendierte Inhalt tatsächlich nicht transportiert wird.

In Anbetracht der Tatsache, dass der Zusammenhang zwischen Genus und Sexus im Deutschen in Personenbezeichnungen am stärksten ist, und folglich der Einfluss auf die Wahrnehmung am größten, konzentriert sich die feministische Sprachkritik auf Personenbezeichnungen wie *Frau*, *Nichte*, *Linkshänderin*, *Wählerin*, *Patientin*, *Seniorin* und die aus emanzipatorischen Gesichtspunkten wichtigen Berufsbezeichnungen wie *Schneiderin*, *Ministerin*, *Ärztin*, *Hebamme*. Letzteres Wort ist auch deshalb interessant, weil es eine der wenigen Beispiele darstellen könnte, wo eine Movierung zum Maskulinum stattfinden könnte. Dass **Hebammer* allerdings nie verwendet wurde und inakzeptabel bleibt, kann als Reflexion auf gesellschaftliche Verhältnisse der Abhängigkeit der Frauen von Männern in der Sprache betrachtet werden (Lissner 1988; Doleschal 1992).

2.3 Generisches Maskulinum

Die Diskussion um das generische Maskulinum im Deutschen begann innerhalb der Sprachwissenschaft in den 1970er Jahren. Zentral dafür ist Trömel-Plötz (1979) und Kalverkämper (1979).

Das Maskulinum kann im Deutschen so verwendet werden, dass maskuline Personenbezeichnungen als generische Form stellvertretend für das Femininum die Bezeichnung von Frauen übernehmen. Die Möglichkeit dazu leitet sich aus der Funktion als unmarkiertes Element, das in unspezifizierten Fällen automatisch zur Anwendung kommen kann, her. Während sich die Option also aus dem Sprachsystem herleitet, ist die tatsächliche Verwendung des Elements durchaus nicht so „natürlich“ wie bisweilen behauptet; ihr liegen zumindest teilweise die Ansichten der androzentrish geprägten Grammatiker des 18. und 19. Jahrhunderts zugrunde (vgl. Doleschal 2002; Kapitel 3).

Hauptkritikpunkt an der Verwendung des generischen Maskulinum ist, dass die Interpretation nicht eindeutig ist, da das generische Maskulinum für beide Geschlechter stehen kann, also zwei Lesarten auftreten. Mit dem Femininum können andererseits ausschließlich Frauen gemeint sein, es ist also nur eine mögliche Lesart vorhanden. Dieser Umstand wird weiter durch die Kongruenz gefestigt:

(19) *Der Kunde* → *der Kunde* und *die Kundin*

→ *der Kunde* aber nicht *die Kundin*

(20) *Der Kunde kauft sein Gemüse am liebsten gefroren. Kunde = ✓Mann, ✓Frau¹*

(21) *Die Kundin* → *die Kundin* aber nicht *der Kunde*

(22) *Die Kundin kauft ihr Gemüse am liebsten gefroren. Kunde = *Mann, ✓Frau.*

Kalverkämper (1979) kritisiert an dieser Verdeutlichung, dass das generische Maskulin einzig als Archilexem zu verstehen sei; das semantische Merkmal „männlich“, eines unter mehreren, kann dabei reduziert werden (vgl. auch Default Inheritance in Corbett/Fraser 1999). Dass die Zusammenfassung der Dichotomie *Kunde – Kundin* in *Kunde* als solche nicht diskriminierend sei, sollte anhand der Dichotomie *Tag – Nacht* veranschaulicht werden:

(23) *Der Tag* (Archilexem) → *der Tag* und *die Nacht*

→ *der Tag* (vs. *die Nacht*)

Eine angenommene Diskriminierung eines Begriffes innerhalb des Feldes eines Archilexems würde dabei das Prinzip der Arbitrarität des Zeichens missachten. Pusch (1979) entgegnet dem, dass die Arbitrarität nicht vollständig ist; durch die Ähnlichkeit eines Wortes werden durchaus Assoziationen geweckt. So ruft *man* trotz der pronominalen Bedeutung die Assoziation *Mann* hervor, da die zwei Wörter sehr ähnlich sind.

Darüber hinaus besteht das Problem der Mehrdeutigkeit: Es gibt keine konsistenten Regeln, wann eine maskuline Form ausschließlich auf Männer referiert und wann sie generisch aufzufassen ist. Insbesondere in Gesetzestexten und Stellenanzeigen ist dies eine praktische Problemstellung, die unabhängig von feministischen Erwägungen einer Lösung bedarf.

¹ Dabei ist zu bemerken, dass im Österreich teilweise ein Form *die Kunde* angetroffen werden kann.

Darüber hinaus wurde von Irmen/Köhncke (1996) in ihrer Studie spezifisch die Auffassung von Versuchspersonen über Beispielsätze mit unterschiedlichen, u.a. das generische Maskulinum beinhaltenden Formen dahingehend überprüft, ob diese Formen auf ausschließlich männlich, generisch, oder auch auf Frauen referieren konnten. Dabei konnte nachgewiesen werden, dass in Beispielen, in denen auf solche Art auf gemischtgeschlechtliche Gruppen referiert wird, die RezipientInnen dazu tendieren, die Form bevorzugt als auf männliche Individuen referierend zu interpretieren.

Ob das generische Maskulinum also wirklich neutral verwendbar ist, ist also zumindest zweifelhaft, da seine Interpretation tendenziell nicht neutral ist. Der Standpunkt der feministischen Sprachwissenschaft dazu ist, dass die konnotierte Eigenschaft „männlich“ eine erfolgreiche neutrale Verwendung unmöglich macht, auch wenn diese gemeint ist.

Ähnliches gilt für die Verwendung bestimmter neutral verwendbarer Indefinitpronomina, etwa des Indefinitpronomens *man* für gemischtgeschlechtliche Gruppen. Die feministische Sprachkritik sieht darin eine Zementierung bestehender Herrschaftsverhältnisse und bemerkt, dass *man* eine eindeutige Nähe zu *Mann* besitzt, die auch etymologisch nachweisbar ist (Seebold 2002:594). Und obgleich eine Argumentation über Bedeutung anhand etymologischer Kriterien zweifelhaft ist (wie Pusch 1984 anhand von *Idiot* demonstriert), gibt es für die Default-Interpretation als „männlich“ inzwischen auch empirische Belege. Die feministische Sprachkritik versuchte dem die Pronomina *frau* und *mensch* als analoge Formen entgegenzusetzen. *Frau* wurde im Roman „Häutungen“ (Stefan 1975) erstmals konsequent verwendet (vgl. Schoenthal 2000). Der Erfolg ist gemischt: *mensch* konnte sich nicht durchsetzen, *frau* findet sich häufiger in Publikationen für Frauen, wird allerdings sonst kaum verwendet.

Insgesamt kritisiert die feministische Sprachkritik also, dass für Frauen dadurch, dass die Möglichkeit der Neutralisation der männlichen Formen einen echten Kontrast männlich ↔ weiblich verunmöglicht, eine geringere Identifikationsmöglichkeit innerhalb der Mittel der Sprache besteht, da Frauen immer mitgemeint werden können und damit seltener explizit erwähnt werden, wodurch die Sprache eine gesellschaftlich untergeordnete Position stabilisiert.

2.4 Asymmetrie – Pusch (1984): „Das Deutsche als Männersprache“

Dieser Teil des Kapitels gibt einen Überblick über die generelle Asymmetrie in der Genusdarstellung im Deutschen. Die Struktur folgt dabei streng Pusch (1984), da diese

Darstellung in ihrer Prägnanz und Pointiertheit die Problematik meiner Ansicht nach am besten veranschaulichen kann.

Pusch (1984) unterscheidet mehrere Möglichkeiten, wie eine Distribution von Eigenschaften in einer onomasiologischen Analyse aussehen kann und identifiziert dabei eine Asymmetrie in deutschen Flexionsparadigmen in Bezug auf die Genera, was für die Relation Genus – Sexus relevant wird.

Als ein Beispiel für eine symmetrische Verteilung kann dabei die Verteilung von Körperteilpaaren dienen. So können *Ohr* und *Ohren* als Situierungsabstraktion auftreten; *linkes Ohr* und *rechtes Ohr* stellen attributive Situierungsabstraktionen dar, mit einer Spezifikation *links* und *rechts*.

Graphisch stellt sich dies folgendermaßen dar:

Tab. 4

Ohr		→ Situierungsabstraktion
<i>linkes Ohr</i>	<i>rechtes Ohr</i>	attributive Situierungsspezifikation
<i>linke Ohren</i>	<i>rechte Ohren</i>	
<i>Ohren</i>		→ Situierungsabstraktion

In Bezug auf Personenbezeichnungen funktioniert dies ganz ähnlich in genusarmen Sprachen, z.B. Englisch. *Professor* hat an sich keine Sexuzuweisung; diese erfolgt entweder durch Verwendung von Attributen *male/female* oder durch Bezugnahme mittels Kongruenz. Damit steht der Verwendung von Englisch als nichtdiskriminierende Einzelsprache wenig entgegen. Bußmann (2005) weist allerdings darauf hin, dass versteckte männliche Parteinahme einer Sprache eventuell schwerer angreif- und behebbar sein kann.

Was bleibt, ist die prototypische Vorstellung, die unter Umständen eine Variante stärker hervorhebt als die andere; so wird bei einer Nennung von *Hand* tendenziell die rechte eher gemeint als die linke. In Bezug auf Personenbezeichnungen kann dem durch die generische Strategie entgegengekommen werden, indem das Geschlecht, wenn nicht abstrakt, immer explizit erwähnt wird, sodass die prototypische Vorstellung einer dominanten Variante kontinuierlich abgebaut werden kann.

Tab. 5

<i>professor</i>		→ Geschlechtsabstraktion
<i>female professor</i>	<i>male professor</i>	attributive Situierungsspezifikation
<i>female professors</i>	<i>male professors</i>	
<i>professors</i>		→ Situierungsabstraktion

In der deutschen Sprache funktioniert dies nicht so. Geschlechtszugehörigkeit wird öfter durch Genus ausgedrückt als durch Attribute oder lexeminhärente Geschlechtsspezifikation. Es existieren nur wenige geschlechtsabstrahierende Personenbezeichnungen. Darunter fallen etwa *Kind, Säugling, Mensch, Person*, sowie Komposita auf *-kraft*. Diese sind weder geschlechtsspezifizierende Lexeme, noch haben sie Differentialgenus (d.h. sie können nicht mit beiden Geschlechtern kongruieren wie etwa *der/die Papua*; vgl. Wienold 1967; Bußmann 2005), noch erlauben sie Movierung.

Unter diesen Lexemen sieht die Verteilung folgendermaßen aus.

Tab. 6

<i>Kind/Mensch</i>		→ Geschlechtsabstraktion
<i>weibl. Kind/Mensch</i>	<i>männl. Kind/Mensch</i>	attributive Situierungsspezifikation
<i>weibl. Kinder/Menschen</i>	<i>männl. Kinder/Menschen</i>	
<i>Kinder/Menschen</i>		→ Situierungsabstraktion

Dies bleibt allerdings theoretisch: im Sprachgebrauch wirkte ein Satz wie (24). seltsam.

(24) [?]*Der weibliche Mensch verabschiedete sich von dem männlichen Menschen.*

Dies ist deshalb so, weil die attributiv spezifizierten geschlechtsabstrahierenden Lexeme durch die Existenz geschlechtsspezifizierender Lexeme überflüssig sind: *weiblicher Mensch = Frau, weibliches Kind = Mädchen*, etc. Dies zeigt die geringe Akzeptabilität der pleonastischen/kontradiktorischen Situation bei zusätzlicher attributiver Markierung.

(25) *Die Frau/das Mädchen verabschiedete sich von dem Mann/Jungen.*

(26) *Der ^{??}männliche/^{??}weibliche Vater.*

Tabelle 6. stellt sich also de facto als 7. dar.

Tab. 7

<i>Mensch (erwachsen)</i>		→ Geschlechtsabstraktion
<i>Frau</i>	<i>Mann</i>	attributive Situierungsspezifikation
<i>Frauen</i>	<i>Männer</i>	
<i>Menschen (erwachsen)</i>		→ Situierungsabstraktion

Die oben genannten Fälle sind symmetrisch. Spezifizierung erfolgt auf beiden Seiten mit denselben Mitteln:

- (a) Attributiv: *linkes/rechtes Ohr / weibliches /männliches Kind*
- (b) Lexeminhärent: *daughter, son*
- (c) Lexeminhärent plus Kongruenz: *die Tochter, der Sohn*

Die abstrahierte Form ist entweder die zugrundeliegende (bei den Formen, die durch Attribute spezifiziert werden müssten), oder das Archilexem, das für beide Lexeme mit inhärenter Sexusmarkierung steht (*Kind = Junge* o. *Mädchen*)

Personenbezeichnungen, die entweder deadjektivisch (*die Jugendliche, der Jugendliche*) sind oder durch Partizipialkonstruktion hergestellt wurden (*die Abgeordnete, der Abgeordnete*), zeigen die erste Unregelmäßigkeit durch die Möglichkeit des generischen Maskulinums als neutrale Form („Pseudo-Geschlechtsneutralisation“ bei Pusch 1984:54).

Tab. 8

der Angestellte		→ generisches Maskulinum
die Angestellte	der Angestellte	→Genus-Geschlechtsspezifikation
die weiblichen Angestellten	die männlichen Angestellten	→attributive Geschlechtsspezifikation
die Angestellten		→Geschlechtsneutralisation

Die movierten Formen fügen dem eine weitere Asymmetrie hinzu, indem die Pluralform für gemischtgeschlechtliche Gruppen mit der Form für männliche, aber nicht mit der für weibliche Gruppen identisch ist.

Tab. 9

der Student		→ generisches Maskulinum (ambig)
<i>die Studentin</i>	der Student	→Genus-Geschlechtsspezifikation plus einseitige Spezifizierung fem.
die Studentinnen	die Studenten	
die Studenten		→ Überklassierung (ambig)

Pusch bringt dies prägnant zum Ausdruck:

„Es ist auf den ersten Blick erkennbar, daß dieses System in punkto Symmetrie eine eklatante Fehlkonstruktion ist. Formal betrachtet ist es absurd und unökonomisch. Man stelle sich zum Beispiel etwa vor, wir würden die linken Körperteile mit *der Fuß, der Schenkel, der Auge, der Bein* benennen und die rechten mit *die Füßin, die Schenkelin, die Äugin* und *die Beinin!*“ (Pusch 1984/1996:54)

Pusch gibt als mögliche Begründung dafür an, dass dieses System in einer Gesellschaft, welche das Weibliche als Ableitung von einer männlichen Norm betrachtet, schlüssig ist.

2.5 Zusammenfassung

Genus und Sexus, obwohl nicht austauschbar, stehen im Deutschen doch in einem zumindest indirekten Verhältnis. Wenn das Sprachsystem die Wahrnehmung beeinflusst, wird ein asymmetrisches Genusystem eine asymmetrische Wahrnehmung der Welt erzeugen. Im Sinne einer Gleichheit aller Menschen ist dies nicht wünschenswert.

Das Deutsche besitzt eine solche Asymmetrie: Generisches Maskulinum und ungleichmäßiger Genusabbau erzeugen eine Situation, die Frauen in der Sprache verschwinden lassen kann, was von feministischer Seite kritisiert wird und durch Reparaturmaßnahmen behoben werden soll.

Das nächste Kapitel behandelt, welche Faktoren diese Asymmetrie historisch herbeigeführt haben.

3. Diachrone Entwicklungen: Hin zur Asymmetrie

Dieses Kapitel soll einen Überblick über die diachronen Entwicklungen geben, die das Genusystem des Deutschen zu der im letzten Kapitel beschriebenen asymmetrischen Situation gebracht haben: Dass eine flektierende Genussprache v.a. im Plural die Möglichkeit hat, noch auf Sexus zu referieren, die aber nur optional ist.

Relevant ist dies insofern, als eine gewisse Motivierung des grammatischen Geschlechts durch das natürliche immer angenommen werden kann. Zwar sind, wie zuvor beschrieben (Kapitel 2), in der Forschung schon früh zwei unterschiedliche Positionen bezüglich der Zuweisung von Genus auszumachen: Einerseits, dass Genus einzig formale Ursachen hätte und semantische Motivierung erst nachträglich entstanden sei (z.B. Brugmann 1889), andererseits, dass die semantische Basis von vornherein gegeben ist (z.B. Herder, Humboldt, und Grimm). Jedoch beinhalten beide zu irgendeinem Zeitpunkt die Option, dass Klassen semantisch motiviert sind (vgl. Bußmann/Hellinger 2001); und tatsächlich findet sich auch im Deutschen neben formalen und morphologischen Gründen für Genuszuweisung auch erkennbare semantische Motivation (vgl. Kapitel 1).

Das Kapitel beginnt mit einer Übersicht über die Entwicklung des Genusystems, weitgehend Schwink (2004) und Meier-Brügger (2002) folgend. Darauf folgt eine Beschreibung der

Veränderungen in den Flexionsklassen des Deutschen, ausgehend vom Althochdeutschen bis zum Frühneuhochdeutschen, nach Keller (1995), Bergmann (2004) und Schwink (2004). Den Abschluss bildet ein Überblick über die Entwicklung des generischen Maskulinums und der Movierung, nach Doleschal (1992; 2002) und Jobin (2004).

3.1 Entwicklung vom Indogermanischen zum Althochdeutschen (nach Schwink 2004)

Das Deutsche besitzt im gegenwärtigen Sprachzustand drei unterscheidbare Genera; dieser Zustand wird für weit zurückliegende Sprachstufen bis zum Indogermanischen angenommen, das anfangs nur zwei Genera hatte. In dieser frühen Sprachstufe (Vor-Protoindogermanisch; vgl. Schwink 2004 S. 14 ff.) gibt es eine Unterteilung in belebte und unbelebte Substantive und möglicherweise ein beginnendes System mit drei Genera in den Pronomina.

Entscheidend für die Entwicklung zum Germanischen ist ein Derivationsuffix für die Femininmovierung. Dieses *-H₂ kann als lexikalisches Element das Merkmal [weiblich] ausdrücken, bevor noch ein grammatisches Genus existiert. Dies führt zu der Entwicklung, dass die *ā*-Stämme sich von der *o*-Flexion trennen und ausschließlich feminin werden.

Kongruenz mit dieser Klasse wird auf andere Konstruktionen auf semantischer Basis (entweder gleiches natürliches Geschlecht oder semantische Nähe zu nichtfemininen Wörtern in der *ā*-Klasse) ausgedehnt. Das opake Zuordnungssystem wird ausgeglichen, indem die Flexionsendungen genusspezifisch werden sowie ambige Fälle oder solche in kleineren Klassen in transparentere, größere Klassen umgeordnet werden, wodurch einige Klassen eliminiert werden. Die entstehenden Systeme sind ziemlich overt, was das Genus betrifft: Es sind recht direkte Schlüsse von der morphologischen Form auf das Genus möglich. Eine kleine Gruppe von Verwandtschaftsnomina (Mutter, Vater, Schwester, Bruder) flektieren nach wie vor nach gleichem Muster, haben aber Genus nach deutlichen semantischen Prinzipien zugeordnet. Die Mehrheit des Restes hat klare Genuszuweisung mittels entweder Flexionsklasse, Semantik oder beidem.

Das traditionelle Proto-Indogermanisch mit drei Genera hat somit ein gemischtes semantisches und morphologisches System, weitgehend identisch mit dem germanischen System: eine Aufteilung in athematische Wurzelnomina ohne Endung und thematische Nomina; innerhalb der thematischen in Konsonanten- und Vokalstämme.

Schwink nimmt an, dass sich das Germanische in etwa nach der Innovation *-H₂ von der Hauptgruppe der Indogermanischen Sprachen abspaltet (die anatolischen waren davor einen eigenständigen Weg gegangen); die Entwicklung erfolgt jedoch noch analog.

Tabelle 10 veranschaulicht, wie das proto-indogermanische und germanische System relativ direkte und einfache Schlüsse aus der Flexionsklasse auf Genus ermöglichte.

Tab. 10 (nach Schwink 2004:34 ff.): Indogermanische u. germanische Stämme und Zuweisungsregel

Idg. Stämme	Germ. Stämme	Regel
<i>-o</i>	<i>-a</i>	Wenn Nominativ und Akkusativ Singular identisch sind, Neutrum. <i>o</i> -Stämme Maskulinum Zuordnung nach nichtmorphologischen Prinzipien
<i>-i</i>	<i>-i</i>	
<i>-u</i>	<i>-u</i>	
<i>-n</i>	<i>-n</i>	
<i>athematische</i>		
<i>-er/-or</i>		
<i>-nt</i>	<i>-nd</i>	
<i>-os/-es</i>		
<i>-et/-ot</i>		
<i>-ā</i>	<i>-ō</i>	

In der protogermanischen Stufe entwickelt sich ein System, das Genus nach morphologischen Kriterien zuordnet; das Femininum als eigenständiges Genus sowie Kongruenz nach Vokalstämmen wird voll ausgebaut, wobei sich die pronominale Flexion in der Kongruenz ausdehnt und das Nominalsystem beeinflusst.

In einer späteren Form (nach dem Eintreten des Vernerschen Gesetzes) entsteht die schwache Adjektivflexion, indem die Kongruenz mit semantisch definiten Nomina der *n*-Stämme auf alle Nomina ausgedehnt wird.

In der Entwicklung Richtung Althochdeutsch wird die Bedeutung der Auslautgesetze für das morphologische System entscheidend; durch Verlust der Flexionsendungen und zunehmenden Synkretismus geht die overte Erkennbarkeit von Klassenunterschieden verloren, und es findet eine Neuordnung statt. Die Genusmarkierung wird nun auch vermehrt von Artikeln und Demonstrativpronomina übernommen.

Auch erfolgt sie nicht mehr mehrheitlich nach morphologischen Kriterien, sondern semantische Gruppierungen sowie phonologische Kriterien, oder Mischungen aus allen dreien spielen eine Rolle.

Es folgt eine Beschreibung der Entwicklungen ab dem Althochdeutschen.

3.2 Althochdeutsche Substantivflexion

Im Althochdeutschen sind genusbezogene Hauptdeklinationsklassen vorhanden:

- (a) *a*-Stämme: Maskulinum und Neutrum, mit Distinktion im Nom./Akk. Singular ↔
Nom./Akk. Plural
- (b) *ō*-Stämme: Femininum
- (c) *i*-Stämme: Maskulinum, Femininum, mit Unterscheidung im Genitiv Singular.
- (d) *n*-Stämme: alle Genera, mit klar unterscheidbaren Paradigmen.

Daneben existieren Restklassen, die nach und nach von Hauptklassen aufgesogen werden können. Dominante Klassen entwickeln dabei einen Sog, indem entlehnte Wörter in sie übernommen werden, wodurch sich ihr Umfang im Verhältnis zur Gesamtzahl weiter vergrößert (vgl. Solms 2004; Keller 1995; Schwink 2004).

- (e) *u*-Stämme: Überreste aller Genera; dabei nur ein Femininum, während die Maskulina zu den *i*-Stämmen übergehen.
- (f) athematische: Nur *man* als Maskulinum, der Rest Feminina.
- (g) Verwandtschaftswörter auf *-er/-or*: semantische Genuszuweisung.

Nach Keller (1995) lässt sich eine Übersicht der Substantivflexionsparadigmen im 9. Jahrhundert folgendermaßen darstellen – vereinfacht auf die Pluralendungen ausgerichtet, um die Bedeutungsunterschiede möglichst klar veranschaulichen zu können.

Tab. 11: Althochdeutsche Substantivflexion

		Plural auf <i>-a</i>		Plural auf <i>-i</i>			Plural auf <i>-n</i>		
		M	F	M	N	F	M	N	F
Singular	Nom.	-∅	-a	-∅	-i	-∅	-o	-a	-a
	Gen.	-es	-a	-es	-es	-i	-en/-in	-en/-in	-ūn
	Dat.	-e	-u	-e	-e	-i	-en/-in	-en/-in	-ūn
	Akk.	-∅	-a	-∅	-i	-∅	-on/-un	-a	-ūn
	Instr.	-u		-u	-u	-iu			
Plural	Nom.	-a	-ā	-i	-i	-i	-on/-un	-un	-ūn
	Gen.	-o	-ōno	-o	-o	-o	-ōno	-ōno	-ōno
	Dat.	-um	-ōm	-im	-im	-im	-ōm	-ōm	-ōm
	Akk.	-a	-ā	-i	-i	-i	-on/-un	-un	-ūn

Geordnet nach Flexionsendungen ergibt sich folgendes Bild (die Tabelle stellt dar, welche Genera eine Endung in welchen Kasus haben kann):

Tab. 12: Althochdeutsche Substantivflexionsendungen nach Bedeutung

	Singular					Plural				Σ
	Nom	Gen	Dat	Akk	Instr	Nom	Gen	Dat	Akk	
<i>-∅</i>	m, f			m, f						4
<i>-es</i>		m, n								2
<i>-e</i>			m, n							2
<i>-u</i>					m, n					2
<i>-iu</i>					f					1
<i>-in</i>		m, n	m, n							4
<i>-en</i>		m, n	m, n							4
<i>-a</i>	f					m			n	3
<i>-o</i>	m						m, n, f			4
<i>-ūn</i>		f	f			f			f	4
<i>-i</i>	n	f	f	n		m, n, f			m, n, f	10
<i>-un</i>				m		m, n			m, n	5
<i>-on</i>				m		m			m	3
<i>-um</i>								m		1
<i>-ā</i>						f			f	2
<i>-ōno</i>							m, n, f			3
<i>-ōm</i>								m, n, f		3
<i>-im</i>								m, n, f		3

Im Singular ist nach wie vor die Distinktion Maskulinum/Neutrum ↔Femininum recht deutlich erkennbar. Im Plural hingegen ist diese Möglichkeit stark reduziert, insbesondere in den Pluralstämmen auf *-i*.

3.3 Mittelhochdeutsche Substantivflexion

Dieser Teil stellt eine kurze Zusammenfassung der Entwicklung vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen dar und folgt weitgehend Solms (2004).

Die wesentliche Umgestaltung des althochdeutschen Systems zum Mittelhochdeutschen entstand durch den Zusammenfall der Nebensilbenvokale zu *-e*. Dadurch bildete sich ein neues Flexionssystem heraus. Die meisten paradigmatischen Distinktionen wurden eingeebnet, so fielen *a*- und *i*- Deklination zusammen; Solms (2004) stellt eine Reduktion der segmentierbaren Flexive von 52 im Althochdeutschen auf nur noch 16 im Mittelhochdeutschen fest.

Strukturell folgte daraus:

- vermehrte Nutzung der Umlautflexion, indem Umlautung vor *-i* zur morphologischen Markierung wird;
- Verschieben der Grenze zwischen Stamm und Flexionsendung.

Die Wortstruktur des Mittelhochdeutschen ist damit zweigliedrig in Stamm und Flexionsendung einzuteilen; Nominativ Singular wird zur unmarkierten Grundform. Das Stammbildungssuffix *-er* (germanisch *-*iz, -*az*) wird als Pluralmarkierung verwendet. Außerdem wird *-e* bei allen vokalischen Pluralklassen zum primären Pluralmarker und auch auf weitere, bisher davon nicht betroffene Fälle übertragen, vor allem die *a*-Stämme (*wort* → *worte*).

Insgesamt gibt es damit eine Tendenz zur Kasusnivellierung und parallelen Numerusprofilierung. Eine Gegenbewegung dazu stellt die zwischen 13. und 16. Jahrhundert wirksame Apokope; sie beeinträchtigt die Pluralbildung auf *-e*.

Die Situation im Mittelhochdeutschen lässt sich dann so darstellen:

Tab. 13: Mittelhochdeutsche Substantivflexion

	<i>-e</i>		Umlautung		<i>-er</i>	ohne Markierung			Plural auf <i>-n</i>		
	m	f	m	f	n	m	n	f	m	n	f
Nom	-∅	-∅	-∅	-∅	-∅	-E	-E, -∅	-E	-E	-E	-E
Gen	-es	-e/-∅	-es	-Ue/-∅	-es	-Es	-Es, -es	-E	-En	-En	-En
Dat	-e	-e/-∅	-e	-Ue/-∅	-e	-E	-Es, -es	-E	-En	-En	-En
Akk.	-∅	-∅	-∅	-∅	-∅	-E	-E, -∅	-E	-En	-E	-En
Nom/Akk	<i>-e</i>		<i>-Ue</i>	<i>-Ue</i>	<i>-Uer</i>	-E	-E, -∅	-E	-En		
Gen						-E	-E, -e	-En			
Dat	<i>-en</i>		<i>-Uen</i>	<i>-Uen</i>	<i>-Uern</i>	-En	-En, -en	-En			

(-U zeigt an, dass der vorangehende Vokal umgelautet wird; E steht für den klasseneigenen Vokal)

Auf Bedeutungen der Flexionsendungen umgelegt, ergibt sich dieses Bild:

Tab. 14: Mittelhochdeutsche Substantivflexionsendungen nach Bedeutung

	Singular				Plural				Σ
	Nom	Gen	Dat	Akk	Nom	Gen	Dat	Akk	
-∅	m, f, n	m, f	m, f	m, f, n	n			n	12
-es	m, n	n	m, n						5
-e	m, n		m, n, f	m, n, f	m, n, f	m, n, f		m, n, f	17
-en		m, n, f	m, n, f	m, f	m, n, f	m, n, f	m, n, f	m, n, f	20
-Ue		f	f		m, f	m, f		m, f	8
-Uen							m, f		2
-Uer					n				1
-Uern							n		1

Klar erkennbar ist die Numerusprofilierung und die Kasusnivellierung, insbesondere der Synkretismus Nominativ/Akkusativ.

Der Ausdruck von Genus in der Substantivflexion ist beinahe vollständig erodiert. Sie wird durch die Gruppenflexion ersetzt.

3.4 Neuhochdeutsche Substantivflexion

Die Entwicklung vom Mittelhochdeutschen zum Frühneuhochdeutschen kann nach Solms (2004) als Kombination zweier größerer Prozesse beschrieben werden:

- In einer Umorganisation der vorhandenen Flexionsmittel (-er, -en, Umlautung) werden vormals unmarkierte Stämme (etwa mittelhochdeutsche *a*-Stämme) sowie der durch Apokope unmarkierte Plural mit neuen Flexionsmerkmalen versehen und markiert.
- Eine weitere Profilierung des Numerus durch flexivische Nivellierung des Kasussystems (Abbau der -en in obliquen Kasus der Feminina sowie Übertragung des -en in Nominativ Singular), die über analytisch-syntaktische Mittel zum Ausdruck gelangen; indem diese Prozesse genussteuert fungieren, tritt eine Genusprofilierung auf.

Im 16. Jahrhundert tritt, vom Obersächsischen ausgehend, das dort nicht verschwundene *-e im* Plural wieder in Erscheinung und breitet sich schnell aus, unter anderem durch die Verwendung in den verbreiteten Schriften von Luther.

Tab. 15: Frühneuhochdeutsche Substantivflexion

	e-Pl.	Umlaut Pl.		er-Pl	n-Pl						-∅ -Pl.
	m	m	f	m/n	m/n	m	m	m	f	n	m/n
Nom	-∅	-∅		-∅	-(e)						-∅
Gen	-(e)s	-(e)s	-∅	-(e)s	-(e)s	-en	-ens	-(e)s	-(en)	-ens	-(e)s
Dat	-(e)	-(e)	-∅	-(e)	-(e)	-en	-en	-∅	-(en)	-en	
Akk	-∅	-∅		-∅	-en		-∅	-∅	-(en)	-(e)	-∅
Nom	-(e)	-Ue		-Uer	-(e)n						-∅
Gen											-en
Dat	-en	-(U)en		-Uern							
Akk	-(e)	-U(e)		-U(e)							

Tab.16: Frühneuhochdeutsche Substantivflexionsendungen nach Bedeutung

	Singular				Plural				Σ
	Nom	Gen	Dat	Akk	Nom	Gen	Dat	Akk	
-∅	m, n, f		m, f	m, n, f	m, n			m, n	12
-(e)s		m, n, f							3
-(e)	m, n, f		m, n	n	m			m	8
-en		m, f	m, n, f	m, n, f	m, n, f	m, n, f	m, n, f	m, n, f	20
-(U)en							m, f		2
-U(e)					m, f			m, f	4
-Uer					m, n				2
-Uern					m, n				2
-ens						m, n			2

In Neuhochdeutsch kommt das Plural auf -s als Entlehnung aus dem Französischen und Englischen hinzu.

Tab. 17: Neuhochdeutsche Substantivflexion

	Pl. -e	Umlaut		Pl. -er	Pl. -n			Pl. -s		
	m/n	m	f	m/n	m	f	n	m	f	n
Nom	-∅	-∅		-∅	-∅			-∅		
Gen	-(e)s	-(e)s	-∅	-(e)s	-en/-ens/ (e)s	-∅	-(e)s	-s	-∅	-s
Dat	-(e)	-(e)	-∅	-(e)	-en/-∅	-∅	-∅	-∅		
Akk	-∅	-∅		-∅	-en/-∅	-∅	-∅	-∅		
Nom/Akk/Gen	-e	-Ue		-Uer	-en			-s		
Dat	-en	-Uen		-Uern	-en			-s		

Tab.18: Neuhochdeutsche Flexionsendungen nach Bedeutung

	Singular				Plural				Σ
	Nom	Gen	Dat	Akk	Nom	Gen	Dat	Akk	
-∅	m, n, f	f	m, n, f	m, n, f					10
-(e)s		m, n							2
-e			m, n		m, n	m, n		m, n	8
-en		m	m	m	m, n, f	m, n, f	m, n, f	m, n, f	15
-Ue					m, f	m, f		m, f	6
-Uen							m, f		2
-Uer					m, n		m, n	m, n	6
-Uern						m, n			2
-s	m, n				m, n, f	m, n, f	m, n, f	m, n, f	10
-ens		m							1

Eine eindeutige Markierung des Femininums in der Substantivflexion ist damit endgültig verschwunden; sie muss nun über Gruppenflexion erfolgen, soweit es die morphosyntaktischen Merkmale betrifft, und über Movierung oder Attribuierung, soweit es die semantischen Merkmale betrifft.

3.5 Entwicklung der kongruierenden Elemente

In germanischen Sprachen gibt es Kongruenz bei Adjektiven, Partizipien, Kardinalzahlen (1-3/4 AHD), Possessiva, Personalpronomina der dritten Person, Demonstrativ- und Relativpronomina sowie Artikeln und Fragewörtern.

Die Flexion der Adjektive begründet die Artikel- und Gruppenflexion des Neuhochdeutschen:

- Artikelflexion als externe Realisierung der morphosyntaktischen Merkmale des Substantivs, indem der Artikel vom Substantiv abhängig und auf es bezogen ist; dadurch wird die Markiertheit der Substantivgruppe determinierend (*ein liebes Kind*) oder indeterminierend (*das liebe Kind*; im Singular genusindifferent) ausgedrückt;

- Gruppenflexion als Ausdruck der Flexion über die gesamte Nominalgruppe distribuiert, wobei eine Abhängigkeit von der flexivischen Markiertheit des Substantivs besteht (starke Flexion bei fehlendem Flexionsmorphem: *groß-er Liebe fähig sein*; schwache Flexion bei vorhandenem: *groß-en Mutes fähig sein*).

Bereits im Althochdeutschen tritt die Artikelflexion auf; bis zum Frühneuhochdeutschen ist sie festgelegt; sie ist denn nicht mehr kontext-, sondern formbestimmt. Bis zum 16. Jahrhundert erfolgt eine durch identische Verwendung mit den Pronomina bestimmte Angleichung an diese.

Morphosyntaktische Merkmale werden in der Gruppenflexion schließlich nur noch an einem Element der Gruppe ausgedrückt (monoflexivisches Prinzip).

(27) *der großer Mut* → *der große Mut*; *großes Mutes fähig sein* → *großen Mutes fähig sein*

Adjektive hören darüber hinaus mit dem 16. Jahrhundert auf, in prädikativer Funktion zu flektieren, ihre Flexion ist damit auf attributive und substantivierte Verwendung beschränkt; Adverbien und prädikative Adjektive können damit nicht mehr unterschieden werden.

(28) *Ein Baum ist großer* → *Ein Baum ist groß*.

Sonderegger (1979) gibt an, dass das Inventar an Flexionsmorphemen in Adjektiven vom Althochdeutschen mit 47 über das Mittelhochdeutsche mit 24 bis zum Neuhochdeutschen auf 6 reduziert ist.

Die stufenweise Reduktion zeigt dabei wesentliche Tendenzen (vgl. Solms 2004; Keller 1995):

- Erstens eine stärkere Herausbildung der Beziehung Form zu Funktion. Die Zahl der möglichen Flexionsmorpheme pro Merkmal wird reduziert (auf zwei), und die Mehrdeutigkeit kann dann auf morphosyntaktischer Ebene ausgeglichen werden.
- Keine Aufhebung von Genusdifferenzierungen im Frühneuhochdeutschen;

Zusammenfassend liegen die wesentlichen Schritte in der Kasusnivellierung und der Numerusprofilierung. Die stattfindende Genusprofilierung bezieht sich vor allem auf

Gruppenflexion, was die Folge hat, dass in einzelstehender Position eine eindeutige Genuszuweisung schwieriger wird.

3.5.1 Übersicht über die Veränderungen der starken Adjektive

Adjektivflexion Althochdeutsch (Bergmann 2004; Keller 1995; Schwink 2000)

Tab. 19: althochdeutsche Adjektive und gleichlautende Endungen

	Starke Deklination				Verglichen mit korresp. Nomina	
	m	n	f		Adjektiva	Nomina
Nom.	-Ø, -ēr	-Ø, -az	-Ø, -iu(-u)	m≠n≠f	m≠n≠f	m=n≠f
Gen.	-es	-es	-era	m=n≠f	m=n≠f	m=n≠f
Dat.	-emo	-emo	-ero	m=n≠f	m=n≠f	m=n≠f
Akk.	-an	-Ø, -az	-a	m≠n≠f	m≠n≠f	m=n≠f
Instr.	-u	-u	-u			
Nom./Akk.	-Ø, -e	-Ø, -iu (-u)	-Ø, -o	m≠n≠f	m≠n≠f	m≠n≠f
Gen.	-ero	-ero	-ero	m=n=f	m=n=f	m=n≠f
Dat.	-ēm			m=n=f	m≠n≠f	m≠n≠f

Zahl der gleichlautenden Fälle: m=n: 4; m≠n: 4; m=f: 2; m≠f:6; n=f: 2; n≠f: 6

Die Tendenz, dass Maskulinum und Neutrum zusammen im Gegensatz zu Femininum stehen, zeigt sich also auch hier noch.

Tab 20.: Flexionsendungen althochdeutscher Adjektive nach Bedeutung

	Singular					Plural			Σ
	Nom	Gen	Dat	Akk	Inst	Nom/Akk.	Gen	Dat	
-Ø	m, n, f			n		m, n, f			7
-ēr	m								1
-es		m, n							2
-emo			m, n						2
-an				m					1
-u	f				m, n, f	n			5
-e						m			1
-ero			f				m, n, f		4
-az	n			n					2
-iu	f					n			2
-o						f			1
-a				f					1
-era		f							1
-ēm								m, n, f	3

Tab. 21: Mittelhochdeutsche Adjektive

	Starke Deklination		
	m	n	f
Nom	- Ø, -er	-Ø, -ez	-Ø, -iu(e)
Gen	-es		-er(e)
Dat	-em(e)		-er(e)
Akk	-en	-Ø, -ez	-e
Nom	-e	-iu(e)	-e
Gen	-er(e)		
Dat	-en		
Akk	-e	-iu(e)	-e

Tab.22 : Mittelhochdeutsche starke Adjektivflexionsendungen nach Bedeutung

	Singular				Plural			
	Nom	Gen	Dat	Akk	Nom	Gen	Dat	Akk
- Ø	m, n, f			f				
-er	m	f	f		m, n, f			
-ez	n			n				
-iu(e)	f				n			n
-es		m, n						
-er(e)		f	f			m, n, f		
-em(e)			m, n					
-en	m						m, n, f	
-e					m, f			m, f

In der vergleichenden Übersicht der gleichlautenden Formen lässt sich erkennen, dass die Veränderung im Plural in Richtung auf eine einzige Zielklasse hergestellt wird, wobei im MHD bereits Maskulinum und Femininum identisch sind und das moderne Deutsche einen Plural ohne Distinktion entwickelt. Damit ist der Genusabbau im Plural möglich.

Tab. 23: gleichlautende Fälle der starken Adjektive in drei Sprachstufen

	AHD	MHD	NHD
Nom	m≠n≠f	m≠n≠f	m≠n≠f
Gen	m=n≠f	m=n≠f	m=n≠f
Dat	m=n≠f	m=n≠f	m=n≠f
Akk	m≠n≠f	m≠n≠f	m≠n≠f
Nom	m≠n≠f	m=f≠n	m=n=f
Gen	m=n=f	m=n=f	m=n=f
Dat	m=n=f	m=n=f	m=n=f
Akk	m≠n≠f	m=f≠n	m=n=f

3.5.2 Übersicht über die Veränderungen der schwachen Adjektive

Tab. 24 : Alt- und Mittelhochdeutsche schwache Adjektive

	AHD			MHD		
	m	n	f	m	n	f
Nom.	-o	-a	-a	-e		
Gen.	-en/-un	-en/-in	-ūn	-en		
Dat.	-en/-un	-en/-in	-ūn	-en		
Akk.	-on/-un	-a	-ūn	-en	-e	-en
Nom./Akk.	-on/-un	-un	-ūn	-en		
Gen./Dat.	-on/-un	-un	-ūn			

Tab. 25 : Schwache Adjektive nach identischen Formen

	Gleichlautende Fälle			Gleichlautende Formen			
	AHD	MHD	NHD		AHD	MHD	NHD
Nom	m≠n=f	m=n=f	m=n=f	m=n	4	7	7
Gen	m=n≠f	m=n=f	m=n=f	m≠n	4	1	1
Dat	m=n≠f	m=n=f	m=n=f	m=f	2	8	7
Akk	m≠n≠f	m=f≠n	m≠n=f	m≠f	6	0	1
Nom	m≠n≠f	m=n=f	m=n=f	n=f	3	7	8
Gen	m=n=f	m=n=f	m=n=f	n≠f	5	1	0
Dat	m=n=f	m=n=f	m=n=f				
Akk	m≠n≠f	m=n=f	m=n=f				

Die schwachen Adjektive besitzen damit keine Fähigkeit, Kasus, Numerus und Genus zu unterscheiden. Diese Funktion muss vom Artikel übernommen werden.

Tab. 26: Artikel im AHD

	AHD			identisch	MHD			identisch	NHD			identisch
	m	f	n		m	f	n		m	f	n	
Nom	der	diu	daz	m≠f≠n	der	diu	daz	m≠f≠n	der	die	das	m=n≠f
Gen	des	dera	des	m≠f≠n	des	dera	des	m=n≠f	des	der	des	m=n≠f
Dat	dem	deru	dem	m=n≠f	dem	deru	dem	m=n≠f	dem	der	dem	m=n≠f
Akk	den	die	daz	m≠f≠n	den	die	daz	m≠f≠n	den	die	das	m≠n≠f
Nom	die	die	diu	m=f≠n	die	die	diu	m=f≠n	die	die	die	m=f=n
Gen	der	der	der	m=f=n	der	der	der	m=f=n	der	der	der	m=f=n
Dat	den	den	den	m=f=n	den	den	den	m=f=n	den	den	den	m=f=n
Akk	die	die	diu	m=f≠n	die	die	diu	m=f≠n	die	die	die	m=f=n

Tab. 27: identische Formen

	AHD	MHD	NHD
m=n	3	4	7
m≠n	5	4	1
m=f	4	4	4
m≠f	4	4	4
n=f	2	2	4
n≠f	6	6	4

Die Distinktion Maskulinum und Neutrum gegenüber Femininum ist im Plural vollkommen aufgelöst. Damit ist der Genusabbau, soweit es die Flexion betrifft, komplett: Es gibt im Plural de facto nur noch ein einziges Genus. Die Funktion muss vollständig vom Movierungssuffix übernommen werden. Dessen Entwicklung wird im nächsten Teil des Kapitels beschrieben.

3.6 Movierung

Die Möglichkeit der Movierung zieht sich durch die rekonstruierbare Sprachgeschichte der deutschen, germanischen und indogermanischen Sprachen. *-in* leitet sich ursprünglich aus einer Verbindung des Stammsuffixes der *n*-Stämme mit dem idg. Movierungssuffix **-ī/*-jā* (germanisch **-jo*) zur Verbindung *-injo* her (vgl. Henzen 1957; Doleschal 1992; Jobin 2004). Daraus entsteht durch Auslautschwund germ. *-*īn*, oder das dem lateinischen *-īnus* entspricht.

Die Bedeutung ist zuerst neben weiblich auch „Zugehörigkeit“, „Herkunft“, aber auch „Kleinheit“. Es dient zuerst außer zur Movierung auch der Bildung von Substantiven (Neutra: ahd. *fulin – folo: Füllen Fohl(en)*, engl. *filly – foal*; got. *gaitis* ‚Geiß, Ziege‘ – *gaitlein* ‚Geißlein, Zicklein‘), aber auch Adjektiven (Materialbezeichnungen: ahd. *guldīn*, ae. *gylden – gold*; *irden – Erde*); als Movierung von Substantiven, z.B. gotisch *got* ‚Gott‘ – *gutin* ‚Göttin‘, *saurini* ‚Syrierin‘ (Doleschal 1992 bemerkt, dass die Bildung von Feminina im Gotischen durch reinen *ī-* oder *ō-*Stamm geschah: *mawi* ‚Mädchen‘; *arbjō* ‚Erbin‘ zu *arbja* ‚Erbe‘, *garaznō* ‚Nachbarin‘ zu *garazna*). Im Englischen ist ein Rest in dem Paar *fox – vixen* erhalten (vgl. Keller 1995:103).

Bemerkenswert ist, dass für die Movierung in diesem Sprachzustand offenbar nur *-in*¹ (vgl. 1.2), also [+weiblich] gebraucht wurde, während sich das von Wellmann (1975) attestierte heutige *-in*² (vgl. 1.2) nicht findet.

Hauptmöglichkeit für die Movierung in der althochdeutschen Sprachstufe waren nach Rabofski (1990) hauptsächlich *-a* (für Komposita und deverbale Bildungen von starken Verben) und *-āra* (für deverbale Bildung aus schwachen Verben und denominalen Bildungen), aber auch *-in*, das hauptsächlich „Zugehörigkeit“ anzeigte; die mittelalterliche Übersetzungstätigkeit aus lateinischen Texten erzeugte einen erhöhten Bedarf für die Bildung persönlicher Feminina. Da die frühere Möglichkeit, einfach mittels *ī-*Stamm Feminina zu bilden, weggefallen war, musste moviert werden; Bildungen wie *friudilin*, *friuntin*, *fiantin*, *gestin*, *wirtun*, *gutin* sorgen dann für eine Ausdehnung der Produktivität, während andere

Möglichkeiten blockiert waren, z.B. für die Seherin *forasagin*, nicht *forasaga*, da letzteres mit der Bedeutung „Prophezeihung“ besetzt war.

-*in* ist zuerst ausschließlich denominal abgeleitet von personenbezeichnenden Maskulina. *cunigin*, *herizohin* beinhalten, wenn man die Lex Salica bedenkt, vermutlich nur die Bedeutung „Frau von...“, also -*in*². Andererseits gibt es weiterhin einige -*in*¹-Beispiele wie *esilin* „Eselin“ von *esil*, *fiantin* „Feindin“ von *fiant*, *friuntin* „Freundin“, *mannin*, *forasagin* „Weissagerin“, *frenkin* „Fränkin“, *suāpin* „Schwābin“, *affin* „Äffin“, *hanin* „Henne“, *wisentin* „weibl. Wisent“ (vgl. Wilmanns 1899; Keller 1995), sowie pleonastische Bildungen wie *brūtin* „Braut“.

Die Ableitung mittels *ō*-Stamm -*āra* und -*a* ist daneben auch noch möglich – z.B. *hērra* „Herrin“, *lā-hinārra* „Ärztin“ (Doleschal 1992) – und bis ins 11. Jahrhundert produktiv. Die Endsilbenschwächung sorgt jedoch für einen Verlust dieser Formen; nur -*in* bleibt dadurch erhalten und muss dadurch noch produktiver werden. -*in* wird allerdings durch Auslautschwund zu -*en*, z.B. bei Notker *guten* „Göttin“ (vgl. Jobin 2004). Die Endung -*inna* der obliquen Kasus wird dann in Mittelhochdeutsch als -*inne* produktiv, parallel zu einer gelängten Form -*īn* v.a. in Ableitung von Nomina Agentis (vgl. Keller 1995).

Als Formen belegt sind *arzātinne* „Ärztin“, *gevertinne* „Gefährtin“, *kempfinne* „Kämpferin“ *botinne* „Botin“, *nātaerinne* „Näherin“, *franzoisinne* „Französin“, *hundinne* „Hündin“, *tiubin* „Tauben“, *vriundīn*, *süenerinne*.

Die Frage, welche Formen -*in*¹ und welche -*in*² darstellen, ist schwer klärbar; Jobin (2004) weist auf die Problematik hin, dass viele Daten einzelne Wörter aus Glossen darstellen, was nur bedingt Rückschlüsse auf die Alltagssprache erlaubt. Eine belegte pleonastische Form *wūlpinne* < *wūlpe* „Wölfin“ bietet unter beiden Bedeutungen Schwierigkeiten. Jobin nennt darüber hinaus Formen, die Abstrakta darstellen: *rātgebin* „Ratgeberin“, *hārflechterin* „Haarflechterin“, *schenkin* „Wirtin“, *ermelbrīserin* „Ärmeleinsetzerin“. Eine sexualisierte Bedeutung tritt in *pfeffin* „Beischläferin eines Pfaffen“ und *knāberin* „unkeusches Frau“ auf. Einige, vor allem die Tiernamen, sind jedoch kaum als ausschließlich -*in*² erklärbar. Darüber hinaus treten in Dokumenten aus dem Spätmittelalter explizite Parallelnennungen auf; dies ist dort der Fall, wo die eindeutige Nennung beider spezifisch wichtig ist, um eindeutig alle Möglichkeiten zu nennen: *burger*, *burgerin*, *inwohner*, *inwohnerin*, *pecken*, *peckin*, *schulmeister*, *schulmeisterinnen*. Und auch spezifische Berufsbezeichnungen finden sich: *thorwertin*, *wegegelderynne* und *linwathhusmeisterinne* „Verwalterin des Torhauses“

(Grabrucker 1993). Diese Praxis endet mit der aktiveren Vertreibung von Frauen aus Berufen (vgl. Grabrucker 1993; Kapitel 4). Doleschal 2002 gibt dazu ein illustratives Zitat:

(4) Unser herren meister und rat sint überein komen, daz kein altgewender, gremp oder grempin, noch nieman anders (...) hinnanvür me keinen husrat noch ander güt miteinander sammenthaft koufen süllent, und (...) die altgewender kofent umbe die koufeler und koufelerin uf merschetzen, daz sie ouch daz selbe altgewant hinnanvürme selber verkoufen und vertriben süllent, und süllent es nit vür die koufeler und koufelerin hencken zü verkoufenden, als sie bitzher geton hant. ("Verordnungen für Grempe und Gerümpler" 14. Jh., Stadtordnungen, vol. 19, fol. 4b; zit. nach Brucker 1889: 249)

In der Frühneuhochdeutschen Sprachstufe verschwindet *-in* wieder. *-inne* wird durch Auslautschwund zum heutigen *-in*. Die Produktivität wird noch stärker: Bei Luther kommen *nächstin*, *blindyn*, *glewbiginne*, *lesterinne* vor. Auch Fremdsuffixe bekommen eine zusätzliche Movierung *-isse* in *ebtissin* (vgl. Keller 1995). Doleschal (2002) bringt zwei aufschlussreiche Zitate aus Grammatiken des Barock:

„Auf inn ausgehende sind alle Weibliches Geschlechts bedeutend den Nahmen, die Person oder Ankunft des Weibes, werden meisten Theils von der Hauptendung er welche den Nahmen, die Ankunft oder Person des Mannes andeutet formiret." Einige interessante (da heute ungebräuchliche) Beispiele sind: *Beklagtinn*, *Feldhauptmännin* (der Amazonen), *Teutschinn*, *Unholdinn*, *Waisinn*." (Schottel 1663: 355-356; Doleschal 2002)

"Die Motio substantivorum oder Geschlechts-Abwandelung geschiehet in dem Deutschen auf inn und ist viel reichlicher als in den anderen Sprachen. Wie durch die Endung auf inn nur Weibsbilder bedeutet werden, so sind I. dieser Wörter so viel als Länder und Völcker sind (...)" (Doleschal 2002)

In dieser Zeit treten auch Movierungen bei Familiennamen auf: *Karschin*, *Schillerin*, *Schulzin*, *Waldmüllerin*,. Diese Formen halten sich bis in das frühe 19. Jahrhundert, werden aber dann in der offiziellen Sprache wieder seltener, teilweise auch auf Bestreben von Grammatikern. So zitiert Doleschal (2002) als Beispiel für explizites Bestreben, weibliche Formen aus der Sprache zu entfernen:

"Ungereimt ist es, von Eigennamen diese Form zu bilden, z. B, die Baumännin, die Walterin, da man doch sagt die Frau Baumann, die Frau Walter; als ob der Artikel für

sich nicht hinlänglich wäre, das Geschlecht vollkommen zu bezeichnen." (Becker 1824: 288, 1836: 113; Doleschal 2002)

In Mundarten bleiben diese Formen bis heute lebendig.

Ganz ähnlich sind auch noch Formen wie *Flüchtlingin*, *Fremdlingin*, *Anverwandtin*, *Bekanntin* zu finden (Jobin 2004). Jobin ordnet diese dem Geist der Romantik zu, allerdings erwähnt Doleschal (2002), dass bereits Adelung (Adelung 1782:324; nach Doleschal 2002) solche Formen (es werden *Verwandtinn*, *Geliebtinn*, *Heiliginn* genannt) ausgemerzt und durch die heute gebräuchlichen deadjektivischen *Verwandte* etc. ersetzt sehen will.

Für *-in* beginnt während der Aufklärung in der Grammatik die Auffassung, die sich bis zu Wellmann (1975), Pusch (1984) und darüber hinaus zieht, dass zwei getrennte Bedeutungen vorliegen. Doleschal erwähnt Gottsched, der in seiner „Sprachkunst“ 1762 eine klare Trennung der Bedeutung der femininen Formen vornimmt, indem Titel für ihn vom männlichen Träger abgeleitet sind, Funktions- und Tätigkeitsbezeichnungen hingegen die Frau selbst bezeichnen. Jedoch wird diese Meinung nicht immer geteilt:

"Es werden demnach bewegt (...) Die männlichen Ämter, Würden, Handwerke und Lebensarten, in deren Ansehung ein Weib entweder auch ist, was der Mann ist, z.B. *Fürst*, *Fürstinn*, *Wirth*, *Wirthinn*, *Bauer*, *Bäuerinn*, *Narr*, *Närrin*, *Dieb*, *Diebinn*; oder nur nach ihrem Ehemanne genennet wird, als: *Bürgermeisterinn*, *Pfarrerinn*, *Richterinn*, *Schreinerinn*, *Schusterinn*." (Aichinger 1754: 191-192; nach Doleschal 2002)

Zusammenfassung

-in hat eine recht gut nachvollziehbare Entwicklungsgeschichte, in der alle Faktoren gut erkennbar sind:

- (a) phonologische, indem Auslautschwund konkurrierende Suffixe eliminiert;
- (b) morphologische, indem einerseits die Möglichkeit der Feminisierung durch Zuordnung zu Femininstämmen schwindet und andererseits, indem die Produktivität durch veränderliche Akzeptabilität von Derivationsformen beeinflusst wurde;
- (c) soziale/gesellschaftliche, indem zum einen der Bedarf nach Benennung in Relation zu den Frauen offenen Funktionen in der Gesellschaft steht, zum anderen androzentrische

Vorstellungen von Grammatikern beeinflussten, welche Bedeutung angenommen werden konnte.

3.7 Generisches Maskulinum

Als letzter Teil des Wegs zur Erreichung der spezifischen Variante des Genusabbaus des Deutschen ist das generische Maskulinum zu nennen. Die sprachliche Umgebung, die dieser Möglichkeit den Weg bereitet hat, ist bereits beschrieben. Aber während sich die Option des generischen Maskulinums aus dem Sprachsystem herleitet, ist die tatsächliche Verwendung des Elements durchaus nicht rein „natürlich“; insbesondere fürs Englische wurde es im ausgehenden 18. und 19. Jahrhundert durch Grammatiker und sogar offizielle Stellen unterstützt. Irmen (1996) bringt folgendes Beispiel eines Beschlusses des Parlaments.

„Be it enacted, That in all Acts to be hereafter made Words importing the Masculine Gender shall be deemed and taken to include Females, and the Singular to include the Plural, and the Plural to include the Singular, unless the contrary as to Gender or Number is expressly provided.“ (British Sessions Papers [1850] 338.I.5, zitiert nach Baron, 1986, S. 140, in Irmen 1996:153).

Die Situation ist fürs Deutsche nicht so klar. Doleschal (2002) demonstriert anhand einer Untersuchung alter Grammatiken, dass das generische Maskulinum lange Zeit weder von der präskriptiven noch von der deskriptiven Grammatik wahrgenommen wurde – insbesondere ist dies bemerkenswert, da nach Cameron (1985) die Funktion an sich durchaus bekannt war, da sie bereits in sophistischen Schriften der Antike Erwähnung findet. Und die Form wurde teilweise nicht einmal akzeptiert, wie eine kritische Anmerkung, die Doleschal zitiert, veranschaulicht: „*und hefteten Küsse jeder* - als ob von mehreren Jünglingen die Rede wäre!“ (Matthias 1897: 35; nach Doleschal 2002). Einen weiteren Hinweis auf eine mögliche geringere Verbreitung des generischen Maskulinums gibt dann auch Grabruckers (1993) Feststellung, dass Frauen in mittelalterlichen Rechtstexten explizit in Paarnennungen Erwähnung fanden, was bei Vorhandensein einer generischen Funktion unnötig gewesen wäre (den Gebrauch allerdings nicht zwingend ausschließt).

(5) Zum ersten, so sollent die die von alter har **burgere** zu Straßburg gewesen sind, **es sigent frowen oder man**, das almüsen nit heischen. ("Almosenordnung" 13. Jh., Stadtordnungen, vol.28, fol. 374; zit. nach Doleschal 2002; Hervorhebung Doleschal)

Erklärungen für das Phänomen finden sich zuerst nur in ideologisierten Modellen, die es als sprachliche Reflexion einer angenommenen natürlichen Höherwertigkeit des Mannes betrachten. Erklärungen aus seriösen sprachwissenschaftlichen Perspektiven sind aber erst spät zu finden (vgl. Doleschal 2002).

3.8 Zusammenfassung

Die Entwicklung zur Asymmetrie des Deutschen zeichnet sich also durch folgende Faktoren aus:

- Der Ursprung des Genussystems, da die femininen Formen von den belebten abgeleitet sind und somit als markierte Klasse dienen. Die Neuinterpretation der alten belebten als Maskulinum sorgt für eine widersprüchliche Situation im Genusabbau im Plural und generischem Maskulinum.
- Die Erosion des Flexionssystems, indem Klassen zusammenfallen, Genusunterschiede v.a. im Plural aufgehoben werden, und die Markierung für Kasus, Numerus und Genus auf die Gruppenflexion verschoben wird.
- Gleichzeitig konträr dazu das ständige Vorhandensein eines Movierungssuffixes, das eine explizite Markierung für weibliche belebte Signifikanten weiterhin ermöglicht, obwohl die femininen Flexionsendungen erodieren. Dies wirkt bremsend für eine mögliche Entwicklung zu einer totalen Reduktion der Genera.

Diese Faktoren werden durch folgende Einflüsse hervorgerufen:

- Phonologische, die in Morphologisierung Synkretismus und Koaleszenz von Endungen auslösen.
- Aus Geisteshaltungen, indem die androzentrische Sicht von Grammatikern die Vorstellung prägt, was korrekt ist, und warum.
- Aus gesellschaftlichen Strukturen folgende, indem die Verteilung des Movierungssuffixes vom Benennungsbedarf für von Frauen ausgeübte Tätigkeiten abhängt.

Das nächste Kapitel befasst sich mit den Entwicklungen, die den letzten Punkt verstärkt haben.

4. Die Entwicklung der Frauenarbeit

Dieser Teil der Arbeit soll einen knappen Überblick über den historischen Wandel der Situation der Frauen in der Arbeitswelt geben, da ganz ohne Erwähnung der sozialen Hintergründe eine Beschreibung der Entwicklung der sprachlichen Mittel des Deutschen zur Darstellung von Frauen nicht vollständig sein kann. Denn wie in den drei Kapiteln zuvor bereits angedeutet, ist die Situation immer sozial beeinflusst: Sei es im Rahmen der generellen Vorstellung, dass Sprache und Denken, und damit auch Gesellschaft, einander beeinflussen; sei es im Rahmen von Beschränkungsregeln der Movierung, die mit gesellschaftlichen Funktionen koinzidieren; und sei es durch präskriptive Grammatik, die von androzentrischen Vorstellungen geprägt ist oder feministische Sprachkritik, welche die Gesellschaft zu verändern sucht.

Der Fokus des Kapitels liegt aus drei Gründen auf der Arbeitswelt: Erstens bedingt es die Verfügbarkeit von Beschreibungen des Alltagslebens, dass Frauen in Quellen außerhalb der Fiktion vor allem dort auftreten, wo sie mit Recht, Verwaltung und Wirtschaft zu tun bekommen. Zweitens kommt die Movierung als einer der Kernpunkte der Arbeit durch die Regeln ihrer Anwendung am deutlichsten in Bereichen zum Tragen, die der Arbeitswelt entsprechen: In Berufs-, Funktions-, Amts- und Tätigkeitsbezeichnungen (vgl. Grabrucker 1993). Drittens würde eine auch nur oberflächliche Betrachtung eines weiteren Kontextes der Frauengeschichte den Rahmen einer einzigen Arbeit bei weitem sprengen, auch wenn es das einzige Thema wäre; dadurch muss der betrachtete Bereich sehr eng begrenzt bleiben, und stellt im wesentlichen nur eine Übersicht über die Frauen zugänglichen Tätigkeiten dar, ohne Begründungen anzugeben; so muss auch die Frauenbewegung beinahe unerwähnt bleiben.

Das vierte Kapitel baut im wesentlichen auf Georges Dubys Sammelband „Geschichte der Frauen“ (1993) auf. Die Gliederung folgt demnach auch dem Muster dieser Reihe, also dem bekannten historischen Muster: Mittelalter, Frühe Neuzeit, langes 19. Jahrhundert sowie 20. Jahrhundert. Auf die Geschichte vor der Sprachstufe des späten Althochdeutschen wurde verzichtet, da zwar gewisse Schlüsse auf die thematisch relevanten Sozialstrukturen der indogermanischen und germanischen Sprachstufen gemacht werden können, diese jedoch nach meiner Ansicht nicht detailliert genug sind, um seriöse Schlüsse über den möglichen Einfluss auf das Sprachsystem zu erlauben.

4.1 Mittelalter

Ab dem Hochmittelalter nimmt die Dichte an Informationen über die Gesellschaft hinreichend zu, um themenrelevante Einblicke in die Gesellschaft zu erlauben. Dies liegt zum einen daran, dass bis über das Frühmittelalter allgemein keine detaillierten Informationen über soziale Struktur erhalten sind und die Rekonstruktion schwer fällt. Zum anderen liegt der Schwerpunkt der überlieferten Schriften in Bereichen, die für diese Frage weniger relevant sind. Die niedrigen sozialen Schichten und insbesondere Frauen finden darin nur am Rande Erwähnung; sie treten im Mittelalter anfangs vor allem in Schriften von Geistlichen zutage: in Polemiken über ihre vorgebliche Schlechtigkeit und in Verhaltensregeln, die sie einschränken sollen (Dalarun 1993).

Im 14. und 15. Jahrhundert dringt die Verschriftlichung in unterschiedliche Lebensbereiche ein und das sich wieder stärker herausbildende Staatswesen führt zu einer Einbindung aller Schichten (wenn auch in unterschiedlichem Grade) in die Dokumentation (Klapisch-Zuber 1993).

Als zentralster Aspekt des Status von Frauen im Mittelalter kann ihre Unmündigkeit betrachtet werden: Töchter konnten im Allgemeinen nicht erben, Besitz war für Frauen nur unter besonderen Umständen zu erwerben und zu behalten. Rechtsformen, die auf Stammesrecht zurückgingen, legten Frauen diverse Beschränkungen auf, vor allem solche, die sie an den privaten, häuslichen Bereich banden. Nur Adlige und Witwen hatten etwas weitergehende Rechte. Diese Situation beschränkt alle Möglichkeiten.

Trotzdem war Arbeit für Frauen der Normalfall, auch wenn Erfolg in der Arbeit nur Verheirateten zuteil werden konnte: Schutz durch das Gesetz stand nur Verheirateten zu, sodass Ledige sich in Schutz durch Eheleute begeben mussten. Eheleute und die Familie wurden als Entität betrachtet. Diese Entität wurde in der Arbeit wahrgenommen, die darin enthaltenen Frauen selbst nicht.

Wirtschaftlich betrachtet ist die Erholung vom Bevölkerungskollaps und technologischen Niedergang der Spätantike und des Frühmittelalters ab der karolingischen Zeit wesentlich. Technologische Fortschritte führten dazu, dass sich die Arbeit wieder zu spezialisieren begann, das Handwerk sich diversifizieren konnte; somit traten auch innerhalb der Zuständigkeitsbereiche der Geschlechter spezialisiertere Arbeitsformen zutage.

Frauen sind in Quellen in allen Bereichen der Arbeit erwähnt, bis hin zu schwersten Arbeiten in der Metallverarbeitung, etwa als Schmiedinnen; gebildete Frauen aus patrizischen Häusern übten andererseits Lehrberufe als Schulfrauen, Ordensschwestern und Äbtissinnen aus. In

Heilberufen standen sie in Konkurrenz zu den höher ausgebildeten männlichen Ärzten, Chirurgen, Feldschern und sind zwar vorhanden, aber immer in der Minderheit. Der weibliche Heilberuf schlechthin ist die Hebamme; deren Befugnisse waren allerdings durch Räte strikt reglementiert, um sich nicht mit denen der Ärzte zu überschneiden.

Insgesamt gab es eine zunehmende Tendenz, sie auf bestimmte Zuständigkeitsbereiche zu beschränken, insbesondere auf den inneren häuslichen Bereich, also Haus und Kinder, sowie die mit unmittelbaren Bedürfnisse verbundenen Handelstätigkeiten der Textil- und Kleinhandelssektoren. Im Handel war der Beruf der Hökerinnen hervorstechend; auch als Kleinhändlerinnen und Fernhändlerinnen, in Bereichen, wo die Vormundschaft des Mannes weniger weitreichend war, waren viele Frauen tätig. Besonders die Textilgewerbe stellen einen Bereich dar, in dem teilweise mehrheitlich Frauen zu finden. In der Landwirtschaft übten Frauen diverse Tagelohnarbeiten wie Ernten, Schafe scheren etc. aus und waren in den Verkauf landwirtschaftlicher Produkte involviert.

Zünfte spielten für Frauen im Handwerk eine doppelte Rolle: Anfangs konnten auch Frauen in Zünften organisiert sein, und wo dies der Fall war, konnten sie eine den Männern beinahe gleichberechtigte Stellung erlangen. Jedoch wurden Zunftregelungen über das Spätmittelalter und die frühe Neuzeit hin zunehmend so gestaltet, dass Frauen aus ihren Berufen verdrängt wurden, um keine Konkurrenz mehr für die Männer auf dem Markt mehr darzustellen. Diese Entwicklung begann mit den Handelsberufen bereits im 13. und 14. Jahrhundert und umfasste bis zum 16. Jahrhundert die meisten Handwerksberufe; allerdings gingen Frauen inoffiziell weiterhin der Arbeit nach.

Auch außerhalb des von Zünften kontrollierten Handwerks war die Situation freier, und veränderte Wirtschaftsstrukturen im Spätmittelalter ließen Möglichkeiten offen. Durch Erschließung neuer Absatzmärkte infolge außereuropäischer Entdeckungen nahm der Bedarf an Webern zu; diese wiederum mussten von Spinnerinnen beliefert werden, was Frauen vor allem auf dem Land eine neue Berufsmöglichkeit erschloss.

Diese Umbrüche in der Wirtschaft führten zu einer Umkehrung der Position der Frau. Unverheiratete Frauen bekamen durch erhöhte Mobilität und Flexibilisierung gegenüber der verheirateten bessere Arbeitsmöglichkeiten.

Insgesamt aber ging der Umfang der selbständigen Frauenarbeit und die Zahl der Unternehmerinnen zurück. Frauen wurden vor allem in Zuarbeitsberufe abgedrängt und arbeiteten entweder für den Ehemann oder für einen Meister und Endverarbeiter.

Durch den hohen Anteil alleinstehender Frauen in Städten waren diese besondere Zentren von Frauenarbeit, vor allem als Spinnerinnen oder Mägde; diese schlecht bezahlten Stellen führten jedoch oft dazu, dass Frauen genötigt waren, der Prostitution nachzugehen, um überleben zu können, woraus sie sich nur durch Verheiratung und Eintritt in Frauenklöster befreien konnten. Klöster selbst entwickelten sich infolgedessen zu wichtigen Institutionen für weibliche Arbeit; die von diesen eingerichteten Beginenkonvente für Frauen, die nicht unmittelbar ins Kloster eintreten wollten, wurden wichtige Anlauf- und Arbeitsstellen für Frauen, wo sie in quasi-klösterlicher Umgebung, also mit teilweise denselben Verpflichtungen und demselben Schutz wie Nonnen, lebten. Die Aufgaben erstreckten sich wiederum vom Heilgewerbe über die Bildung bis zum Textilgewerbe, was auch hier eine Konkurrenz mit den Zünften erzeugte, wogegen vorgegangen wurde.

Während also im früheren Mittelalter trotz stark eingeschränkter Rechtsposition für Frauen noch größere Möglichkeiten bestanden, Arbeit nachzugehen, lässt sich im Spätmittelalter und in der beginnenden Neuzeit bereits ein Trend ablesen: Frauen wurden aus dem Berufsleben verdrängt und in zusätzliche Abhängigkeiten gebracht.

4.2 Frühe Neuzeit – 16.-18. Jhdt.

Die frühe Neuzeit war einerseits durch den Zerfall einheitlicher Religion in Reformation und Gegenreformation geprägt, andererseits durch das Bestreben, Ordnung in die Welt zu bringen und sie zu strukturieren. Für Frauen bedeutete dies die Zuweisung bestimmter, eng definierter und begrenzter Bereiche. Diese Definitionen waren Ziel heftiger Diskurse sowohl durch männliche Gelehrte als auch zwischen Männern und Frauen. Ein besonderes Symptom der Zeit waren die Hexenverfolgungen, die neben arbiträren religiösen Gründen auch durchaus als Werkzeug zur Beseitigung unliebsamer Personen dienen konnten.

Für Frauen in oberen und mittleren Schichten änderte sich nichts wesentliches in der Abhängigkeit von Männern. Ihre Rolle bestand darin, verheiratet zu werden, im Optimalfall in eine höhergestellte Position. Von Frauen in unteren Schichten wurde hingegen erwartet, der Arbeit nachzugehen, auch nach der Heirat, wenn das Einkommen des Ehemannes alleine nicht ausreichte. Von der Jugend an und solange sie ledig blieben, arbeiteten sie dafür, eine Mitgift für die Hochzeit zu erwerben. Daraus folgte eine besonders erstrebenswerte Rolle in den Berufen Weberin und Klöpplerin, da diese einerseits eine über das grundlegendste

hinausgehende Ausbildung bedingten, andererseits durch eine etwas höhere Entlohnung die Möglichkeit zum Erwerb einer Mitgift verbesserten.

Am Land wie in der Stadt setzte sich die Entwicklung, dass Frauen auf eine enge Gruppe von Berufen beschränkt wurden, fort; es blieben Arbeiten als Magd, im Textilgewerbe oder in der Kinderbetreuung, wobei sich in der Stadt zusätzlich die Arbeit als Dienstmädchen zu einer dominanten Rolle entwickelte, da Dienstbotinnen als Indikator des gesellschaftlichen Status in den Haushalten der Bürger und Adligen gefragt waren. Die Anforderungen an Dienstbotinnen stiegen dabei mit der Zeit, und vor allem die Erziehung begann eine Rolle zu spielen. Wie im Mittelalter blieb im Niedriglohnbereich der Textilarbeit die Prostitution als einziger Ausweg. Fortgesetzt wurde die Einschränkung in den Berufsmöglichkeiten durch die weitergehenden Bestrebungen der Zünfte, Frauen als Konkurrenz auszuschalten. Auch in der zunehmend wichtiger werdenden Kriegsführung spielten Frauen überwiegend nur als Marketenderinnen, Dienstmägde und Prostituierte eine Rolle (nach Hufton 1993, Farge/Davis 1993).

4.3 Neunzehntes Jahrhundert – 1789-1914

Das „lange neunzehnte Jahrhundert“ (nach Hobsbawm 1995 die Zeit von 1789-1914), sah eine Beschleunigung der Umbrüche, erst in der französischen Revolution und den folgenden Koalitionskriegen, dann der Junirevolution, der Revolution von 1848 und schließlich der technologisch-gesellschaftlichen industriellen Revolution. In dieser Zeit veränderte sich die Gesellschaft in einer Rasanz wie in kaum einem vergleichbarem Zeitraum davor. Dies wirkt vor allem auch sehr deutlich auf die politische Rolle der Frauen, die rasch bedeutsamer wird. An den Revolutionen hatten Frauen von Anfang an entscheidenden Anteil, (Godineau 1995); und die durch die Revolutionen erlangten Freiheiten ermöglichten es ihnen dann auch, im normalen Leben zuerst vereinzelt, dann in größerer Zahl Veränderungen einzufordern. In Folge entstand dann auch die erste Frauenbewegung (Samel 2000), welche die Basis für die weiteren Frauenbewegungen im 20. Jahrhundert ist.

Als bremsende Faktoren sind Geistesströmungen der Zeit zu nennen, neben der Romantik vor allem der aufkommende Biologismus in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Zentral dabei wird die angenommene „Natürlichkeit“ der Geschlechterverhältnisse – was zuvor als gottgewollt betrachtet wurde, war nun naturbestimmt. Dass die Rolle der Frau durch soziale und wirtschaftliche Faktoren und durchaus auch bewusste Gestaltung entstanden war, spielte keine Rolle; das bequeme Argument der Natürlichkeit konnte die Situation als gegeben und unveränderlich darstellen und Abweichungen als lächerlich abtun (Fraisie, Perrot 1995).

Für die Arbeitswelt entscheidend ist die infolge der industriellen Revolution im 19. Jahrhundert hervortretende Figur der Arbeiterin. In der Wahrnehmung der Zeit war sie keine Fortsetzung der Tagelöhnerin, Textilarbeiterin, Händlerin etc. vorangegangener Jahrhunderte, sondern eine Neuerung, da arbeitenden Frauen vorgeworfen wurde, dass sie die ihnen zugeschriebene Rolle als Erhalterin des Haushalts nur unzureichend erfüllen könnte. Von Frauen verrichtete Arbeit wurde einzig im Übergang zwischen Jugend und Verheiratung als akzeptabel erachtet, was wirtschaftlich zur Folge hatte, dass Frauen mehrheitlich in den schlechtbezahlten Arbeiten geringer Qualifikation blieben (Scott 1995).

Unter den Arbeitsbereichen bleiben Textilarbeiten zunächst herausragend; die Produktion von Kleidung nahm durch neue Produktionsmethoden und steigenden Wohlstand stark zu. Allerdings führte die allgemeine Differenzierung der Arbeit vor allem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, entstanden infolge von Industrialisierung und Bevölkerungsexplosion, auch zu einer größeren Anzahl von Frauenberufen in allen Bereichen der industrialisierenden Gesellschaft. Für Frauen eröffnete dies den Zugang zu einer Menge neuer Berufsfelder, vor allem Büroarbeiten und Kommunikationsberufe; jedoch bleiben die oberen Bereiche der Arbeitshierarchie nach wie vor den meisten Frauen verschlossen.

Denn die Trennung von Arbeit in Frauen- und Männerberufe mit unterschiedlichen Löhnen und Arbeitsbereichen blieb aufrecht, und das biologistische Argument der „Natürlichkeit“ konnte dies rechtfertigen, indem etwa eine Ähnlichkeit sich wiederholender Tätigkeiten innerhalb der Arbeit mit angeblich zu weiblichen Charakterzügen postuliert wurde. Besonders ist dabei ein Mechanismus im Wettbewerb um Arbeit: Die niedrigeren Löhne für Frauen, begründet damit, dass Frauen nur für sich selbst, Männer aber für die Familie zu sorgen hätten, führten dazu, dass die Anstellung von Frauen durch billigere Produktion Wettbewerbsvorteile mit sich brachte – eine Situation, die wiederum, in Verknüpfung mit der Argumentation über „natürliche“ Aufgabenverteilungen teilweise von Gewerkschaften genutzt wurde, um gegen die Beschäftigung von Frauen in Fabriken einzutreten. Dieser weitere bremsende Faktor für die Diversifikation der Arbeitsmöglichkeiten von Frauen ist exemplarisch für die Willkürlichkeit von Argumenten von „Natürlichkeit“ im biologistischen Sinn – sie können genutzt werden, um jede Aktion zu rechtfertigen.

4.4 Zwanzigstes Jahrhundert

Das „lange neunzehnte Jahrhundert“ endet mit dem Ersten Weltkrieg, der auch eine Wende in der Entwicklung der Frauenarbeit darstellt. Denn in ihm zeigte die Entwicklung des vollindustrialisierten Krieges, begonnen ab dem Sezessionskrieg, ihren ersten Höhepunkt. Er unterbrach einerseits die Frauenrechtsbewegung, die im Zuge des „Burgfriedens“ ausgesetzt wurde; andererseits führte die Massenrekrutierung zu einem Arbeitskräftemangel in der kriegsentscheidenden industriellen Produktion, der nur durch Frauenarbeit ausgeglichen werden konnte. Die „Heimatfront“ wurde somit von Frauen (mit)getragen. Und im Russischen Reich wurde darüber hinaus erstmals ein Frauenbataillon rekrutiert und eingesetzt. Nach dem Ende des Krieges jedoch wurde möglichst versucht, Frauen wieder aus den „Männerberufen“ zu entfernen und zurück an ihre „angestammten“ Plätze zu bringen; ganz verschiedene politische Ideologien unterstützten dies (Lagrave 1995). Und auch wirtschaftliche Entwicklungen kamen dem entgegen, denn in wirtschaftlichen Krisenzeiten wurden Frauen besonders dazu ermutigt, ihre Arbeit aufzugeben, da die Konkurrenz am Arbeitsmarkt dann verstärkt spürbar war, wenn verringerte Nachfrage die Produktion und den Bedarf an Arbeitsplätzen erlahmen ließ. Frauen wurden jedoch sogar bevorzugt eingestellt, wenn Lockerungen von Regelungen es Unternehmen ermöglichten, sie zu wesentlich geringeren Löhnen als zuvor üblich einzustellen; dann wurden Frauen als Werkzeug im Arbeitskampf instrumentalisiert. Infolge solcher Praktiken erließen eine Reihe von europäischen Staaten Gesetze, die spezifisch darauf ausgelegt waren, Frauen aus der Arbeit zu entfernen oder sie ihnen sogar zu verbieten. Eine Ausnahme bildete die Sowjetunion, jedoch blieb der Einfluss auf die übrige Welt vorläufig noch gering (Navailh 1995)

Der zweite Weltkrieg schließlich brachte einen Durchbruch für weibliche Arbeit. Der industrialisierte, auf Massenproduktion basierende Krieg erforderte wiederum die Verwendung aller zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte. Dies ging so weit, dass selbst das nationalsozialistische Deutschland, dessen Ideologie einen starken Mutterkult mit sich brachte, schon vor dem Krieg aktive Programme ins Leben rief, um die Verbindung von Kriegsarbeit und Versorgung der Familien zur ermöglichen (Bock 1995); auch der massive Einsatz von Zwangsarbeitern im Krieg änderte daran nichts mehr. So musste die Kriegspropaganda auch wesentlich weniger aktiv Frauen für Arbeit werben, als dies zum Beispiel in den Vereinigten Staaten der Fall war, wo der Bruch mit den traditionellen Rollen drastischer war.

Im Militär selbst dienten Frauen in allen Hauptteilnehmerstaaten des zweiten Weltkriegs in Hilfsrollen; in der Sowjetunion begannen Frauen erstmals in größerem Umfang auch an Kampfhandlungen teilzunehmen, in allen Teilen der Roten Armee.

Ob der Krieg den letzten Durchbruch für die Frauenarbeit brachte oder nicht, ist unklar; nach dem Ende des Krieges jedoch waren Frauen unersetzbar geworden, und sie wurden ein essentieller Teil des Wiederaufbaus und Wirtschaftsaufschwungs der Nachkriegszeit.

Lohnarbeit nahm nach dem Krieg wieder zu, auf Kosten der selbständigen Arbeit; in Frankreich überschritt der prozentuelle Anteil der Personen in Lohnarbeit unter Frauen 1975 bereits den unter Männern. Dies geschah unter anderem durch das Ansteigen der Bedeutung des tertiären oder Dienstleistungssektors. Frauen waren dabei vor allem in Büros tätig, die höher in der Hierarchie stehenden Arbeiten waren ihnen nach wie vor (explizit und implizit) verschlossen.

Eine Diversifikation zwischen Frauen und Männern blieb auch im Bildungssektor noch länger vorhanden, denn während der Zugang zu Bildungseinrichtungen de jure schon länger erreicht war, blieb der Abstand zwischen Anteil von Frauen und Männern in europäischen Universitäten noch bis in die siebziger Jahre annähernd konstant ungleich; und selbst dann setzte sich die Verteilung ungleich auf verschiedene Fächer fort: Technische und naturwissenschaftliche Studien hatten einen deutlichen Männerüberhang, während Frauen vor allem in sprachlichen Bereichen dominierten. Diese Situation ändert sich erst heute langsam. Am wesentlichsten in der Nachkriegszeit ist wohl die zweite Frauenbewegung, der es zu verdanken ist, dass Frauen heute zumindest theoretisch alle Berufe offenstehen.

4.5 Zusammenfassung

Frauen waren zu allen Zeiten in der Arbeitswelt tätig; die Geschichte zeigt jedoch, dass wirtschaftliche, politische und soziale Strömungen immer wieder Versuche, sie aus der Erwerbsarbeit zu verdrängen, hervorgebracht haben.

Wie oben angedeutet, ist im Zusammenhang mit der Annahme, dass die Struktur der Gesellschaft einen Einfluss auf die Sprache hat, anzunehmen, dass die Veränderungen des Deutschen auch in sozialen Phänomenen Wurzeln haben; und in der Tat haben Grabrucker (1993), Doleschal (2002) und andere demonstrieren können, wie solche Zusammenhänge aussehen können (siehe Kapitel 3).

Damit ist die Darstellung der historischen Entwicklungen, welche die Lücke erzeugten, die vom Binnen-I oder ähnlichen Mitteln abgedeckt werden soll, annähernd komplett. Das

nächste Kapitel wird sie mit einer Übersicht über die Lösungsmethoden, die von der feministischen Sprachkritik vorgeschlagen wurden, abschließen.

5. Sprachsystemkritik: Lösungsansätze

In den letzten Kapiteln habe ich beschrieben, in welche sprachliche Umgebung Reparaturmaßnahmen wie das Binnen-I (und andere) fallen, also wie das Defizit des Deutschen, Frauen darzustellen, aussieht und wie es entstanden ist; in diesem Kapitel werden nun die Reparaturmaßnahmen besprochen, die von der feministischen Sprachkritik diesbezüglich vorgeschlagen wurden. Das Kapitel beginnt mit einer allgemeinen Übersicht über mögliche Strategien und spezifisch vorgeschlagene Methoden; da das Binnen-I den Kernpunkt der Motivation der Arbeit darstellt, ist ihm ein längerer Teil gewidmet. Im Abschluss sind mehrere Konsequenzen für das Sprachsystem, so sie bereits festgestellt werden konnten, beschrieben.

5.1 Strategien

Nach Irmen (1996) und Cameron (1985) gibt es generell zwei verschiedene zu Grunde liegende Lösungsstrategien zur Behebung sexistischer Sprachsysteme, abhängig davon, wie die Einzelsprache aussieht: die generische und die der Sichtbarmachung.

Die generische Strategie basiert darauf, dass in Sprachsystemen, die kein oder nur ein sehr reduziertes Genussystem haben (z.B. Englisch), Personenbezeichnungen tatsächlich die Möglichkeit zur neutralen Verwendung haben. Sie sieht es vor, diese zu verstärken, indem immer die semantisch zutreffenden Pronomina (29) oder geschlechtsunspezifizierte, also etwa Pluralformen für Referenz auf Singular (30), verwendet werden, so dass das Substantiv, auf das Bezug genommen wird, ohne Spezifizierung allmählich als neutral aufgefasst wird.

(29) *The professor_i came to class, but she_i was late.*

(30) *The professor_i came to class, but they_i were late.*

Abgesehen von der Kongruenz stellt der „hidden bias“ in (30) ein Problem dar: Prototypische Vorstellungen können nach wie vor dafür sorgen, dass etwa *professor*, selbst wenn das Substantiv neutral ist, in der Vorstellung mehrheitlich männlich konnotiert sein kann, ein Umstand, der alleine durch Veränderung des Sprachsystems nicht angreifbar ist. Nur gesellschaftliche Veränderung können diese Vorstellung ändern.

Die Sichtbarmachungs-Strategie kann in Genussprachen angewandt werden und sieht es vor, auf Frauen nur noch mit eindeutig femininen Formen zu referieren. Das Ziel ist, dadurch einerseits die starke Konnotation der Geschlechtsbetonung explizit weiblicher Formen (vgl. Pusch 1984) durch ihre häufige Verwendung abzuschwächen, andererseits durch den permanenten Kontrast zur männlichen Form dieser die Möglichkeit einer generischen Verwendung zu nehmen und so eine echte Dichotomie herzustellen. Eine unmarkierte Form existiert dann nicht mehr.

Da das Deutsche zwar eine Genussprache ist, aber das Genussystem in einem Erosionsprozess begriffen und an manchen Stellen bereits stark reduziert ist, ist die Vorgangsweise nicht ganz eindeutig festlegbar. Die Hauptlösungsmöglichkeiten sind Neutralisation, Vermeidung von expliziten Formen, Beidbenennung/Splitting, Einführung des generischen Femininums, die konsequente Nennung geschlechtsspezifischer Formen (inkl. Movierung) und Einführung des Binnen-I. Diese sollen im Folgenden besprochen werden.

5.1.1 Neutralisation

Der generischen Strategie entspricht die in Pusch (1984) vorgeschlagene Methode der vollkommenen Neutralisation. Dies geschieht in zwei Bereichen: Movierungssuffixe (*-in, -ess, -euse* etc.) sollten demnach ganz abgeschafft werden, da sie aufgrund ihrer de facto Unidirektionalität (vgl. 1.2) diskriminierend sind und den Eindruck der Frau als Ableitung vom Mann verstärken. Substantive sollen grundsätzlich als neutral behandelt werden, als generisches Neutrum; dabei soll darauf geachtet werden, dass möglichst Pluralformen verwendet werden.

(31) *Sie ist eine gute Student. Ihre Leistungen sind beachtlich und ihre Professor ist sehr zufrieden mit ihr. Früher war sie übrigens Sekretär bei einer Architekt.* (Beispiel Pusch 1984:62)

Der Vorschlag wurde jedoch von Pusch selbst als unrealistisch abgetan, da der Eingriff in das Sprachsystem zu massiv wäre, um angenommen zu werden: Eine Veränderung der Kongruenz und eine Forcierung der Neutrums als neue unmarkierte Form scheint unerreichbar. Darüber hinaus wäre die Lösung inadäquat, da Neutrum und Maskulinum innerhalb der Gruppenflexion mehr identische Formen aufweisen als Femininum und Maskulinum.

5.1.2 Neutralisation durch Vermeidung expliziter Formen

Zwischen den Strategien steht die Neutralisation durch Vermeidung von expliziten Formen, wo es möglich ist. Dazu zählen Substantive aus Adjektiven und Partizipien:

Erziehungsberechtigte, Studierende.

Allerdings ist die Nutzung beschränkt. Einerseits muss im Singular nach wie vor auf den Artikel zurückgegriffen werden; dann sind Formen wie *der/die Tanzende* nicht mit *die Tänzerin/der Tänzer* bedeutungsidentisch. Und schließlich können zweifelhafte Sätze entstehen:

(32) ^{??} *Lernende Studierende machen gerne eine Pause.*

Außerdem bietet sich die Möglichkeit der Verwendung lexematisch neutralisierter Formen: *Kaufleute* statt *Kaufmänner*, *Seeleute* statt *Seemänner*, *Personal* etc. Diese jedoch sind bei weitem nicht für alle Formen möglich.

Die Strategie kann also immer nur in Kombination mit anderen Mitteln eingesetzt werden, sie führt zur Entpersonalisierung der Sprache und sie ist zur Sichtbarmachung ganz ungeeignet, weswegen sie von feministischer Seite tendenziell abgelehnt wird (vgl. Schoenthal 2000).

5.1.3 Beidbenennung / Splitting

Trömel-Plötz (1979) weist auf die Möglichkeit der expliziten Beidbenennung oder des Splitting hin, des expliziten Erwähnens beider Geschlechter. Der wesentlichste Vorteil dieser Variante ist, dass sie mit bestehenden Methoden des Sprachsystems arbeitet, also Widerstände gegen eine zumindest anfangs als „falsch“ empfundene Form nicht auftreten. Der Nachteil ist, dass diese Variante bereits in der geschriebenen Form als unökonomisch und umständlich empfunden wird, umso mehr in ausgesprochenen Formen.

Um das Ökonomieproblem zumindest während des Schreibens zu umgehen, sind mehrere Abkürzungsvarianten gebräuchlich geworden, die teilweise auch bereits vor der feministischen Sprachkritik aufgetreten waren.

Gebräuchliche Abkürzungen von *Leserin und Leser* oder *Leser oder Leserin* sind: *der/die Leser/-in*, *der/die Leser(in)*, *der/die LeserIn* (Das Binnen-I wird in dieser als Vollform ausgesprochen).

Kritisiert wird dabei die Sinnhaftigkeit mancher Abkürzungen: So kann *Arzt/Ärztin* nicht durch **Ärzt/in* abgekürzt werden, da **Ärzt* keine existierende Form darstellt. *Friseurf^{??}euse* wird von Häberlin (1992) kritisiert, da es keine **Friseureuse* gibt (was allerdings nur gilt, wenn der Schrägstrich ausschließlich als Merkmal für optionale Addition, nicht aber vollständigen Ersatz interpretiert wird).

5.1.4 Generisches Femininum

Als dritter Vorschlag wurde der Ersatz des generischen Maskulinums durch ein generisches Femininum vorgeschlagen. Durch eine Forcierung der weiblichen Movierungssuffixe sollte deren Stellung von der Ableitung zur primären Form verändert werden, die weibliche Form als Archilexem verwendet werden. Dies würde Bewusstsein für die Androzentrizität des Sprachsystems erzeugen. Während diese Form keinen großen Widerhall fand (Schoenthal 2000), findet sie sich in einer der Varianten für die Verwendung des Binnen-I in der gesprochenen Sprache wieder.

5.1.5 Konsequente Verwendung geschlechtsspezifischer Formen

Zwingender Teil der Sichtbarmachungsstrategie im Deutschen ist die konsequente Anwendung der Movierung bzw. Anwendungen weiblicher Formen (wo diese sich von der Movierung unterscheiden) oder Anwendung der Attribute *weiblich* und *männlich* bei asymmetrischen Formen.

Ein großer Teil der Personenbezeichnungen, vor allem der wichtigen Berufsbezeichnungen, ist einfach movierbar: *Schreiner – Schreinerin*. Häberlin (1992) fordert die Forcierung der Feminisierung mit *-in* auch in Fällen, die üblicherweise ausgeschlossen sind, etwa *Fanin*, *Starin*, *Lehrlingin* etc.

Daneben existiert aber auch eine Reihe von Berufs-, Amts- und Tätigkeitsbezeichnungen, bei denen einzig eine Markierung eines Geschlechts vorhanden ist oder das Genus lexeminhärent ist; Movierung fällt hier oft als Möglichkeit aus. Darunter sind Substantiva, die als Kompositum gebildet wurden, deren zweites Glied eine lexeminhärente Genusspezifizierung hat.

(33) *Kaufmann – ?*Kaufmännin – Kauffrau*

(34) *Obmann – ?*Obmännin – Obfrau*

(35) *Krankenschwester* – **Krankenbruder* – **Krankenschwesterich* – *Krankenpfleger*

Die *Kauffrau* wird noch bei Pusch (1984) kritisch betrachtet, da unerwünschte semantische Assoziationen geweckt werden; mittlerweile dürfte sich diese Variante etabliert haben. Darüber hinaus zeigt sich auch am Beispiel *Obmann*, dass die Movierung von *Mann* zu *Männin* sich nicht durchsetzt. *Krankenschwester* stellt den Fall dar, wo ein feminines zweites Glied durch ein maskulines ersetzt werden müsste, um eine zu *Kauffrau* analoge Bildung herbeizuführen; jedoch ist **Krankenbruder* nicht die offizielle Bezeichnung geworden. Das zweite Glied wurde durch *-pfleger* ersetzt.

Ähnlich geschieht die Bildung einer männlichen Variante der *Hebamme*:

(36) *Hebamme* – **Hebammerich* – **Hebammer* – *Entbindungshelfer*

Hier zeigt sich, dass die Movierung mit *-er(ich)* offenbar nur bedingt produktiv ist: während in **Krankenschwesterich* eine Ablehnung der movierten Form denselben Grund wie bei **Kaufmännin* haben kann, ist dies in **Hebammer(ich)* nicht der Fall. Prestige Gründe könnten erklären, warum **Hebammerich* ausfällt, da es durch die analoge Bildung *Gänserich* negativ konnotiert wäre. Da *Hebammer* allerdings auf derselben Bildung wie *Witwer* beruht, ist nicht ersichtlich, warum es dennoch ausgeschlossen wird. Feministische Sprachkritik nimmt hier eine generelle Ablehnung der Ableitung männlicher Formen von weiblichen an. Einen Hinweis in diese Richtung gibt die Ableitung der maskulinen Form *Krankenpflegehelfer* von *Schwesternhelferin*, wo eine Demovierung zu *Schwesternhelfer* einfach vonstatten gehen könnte. Solche Beschränkungen können als Reflexion gesellschaftlicher Verhältnisse der Abhängigkeit der Frauen von Männern gesehen werden (Doleschal 1992; Lissner 1988). Die Problematik ist mit der Bildung einer neuen Form auch noch nicht gelöst, da die Bildung eines Archilexems gerade in Berufsbezeichnungen notwendig ist. Dieses ist bei unterschiedlichen Lexemen für beide Genera dann auch asymmetrisch:

(37) *Hebammen und Entbindungshelfer* = *Entbindungshelfer/innen*

Während die Methode, Geschlechter in Berufsbezeichnungen explizit darzustellen, indem die Adjektive *männlich* und *weiblich* verwendet werden, die letztgenannte Schwierigkeit umgehen würde, tritt in ihr wiederum das Problem der Kongruenz zu Tage, da semantische

Kongruenz nicht durch in Adjektiven kodierte Inhalte hergestellt werden kann, sondern nur durch den Inhalt des Substantivs.

(38) *Der weibliche Handwerker ging nach Hause; ??sie hatte aber ihr Telefon vergessen.*

Eine weitere kritisierte Problematik entsteht bei abstrakten Begriffen, etwa juristischen Personen in der Rechtssprache oder Personifikationen, oder wo scheinbare Personenbezeichnungen nicht tatsächlich auf reale Personen, sondern z.B. Organisationen, Institutionen oder Ämter referieren: *Schirmherrschaft, der Gesetzgeber, Käuferin* oder *Bauherrin*. Da in abstrakten Fällen das unmarkierte Genus verwendet wird, und dieses maskulin ist, verfestigt dies nach feministischer Sprachkritik (Samel 2000) Rollenvorstellungen; es wird deshalb gefordert, Kongruenz herzustellen.

(39) *Der Gesetzgeber legte fest, dass Hunde nur noch mit Leine zu führen seien.*

(40) *Die Republik Österreich als Gesetzgeberin legte fest, dass Hunde nur noch mit Leine zu führen seien*

(41) *Die Republik Österreich als Gesetzgeber legte fest, dass Hunde nur noch mit Leine zu führen seien.*

(42) *Käuferin ist die Musterperson Aktiengesellschaft.*

(43) *Käufer ist die Musterperson Aktiengesellschaft.*

(44) *Bauherrin ist die Stadt Darmstadt.* (Bsp. Samel 2000:119).

(45) *Bauherr ist die Stadt Darmstadt.*

Problematisch stellen sich hier Abstrakta wie *Schirmherrschaft* dar, die, obwohl nicht auf reale Personen referierend, als unpassend empfunden werden können.

(46) *Schirmherrschaft übernimmt Otto Mustermann.*

(47) *?Schirmherrinenschaft? Schirmherrschaft übernimmt Ottilie Musterfrau.*

Sowohl die Movierung einer abstrakten Vorstellung als auch die fehlende Genuskongruenz verursachen hier Probleme.

Analog empfiehlt Häberlin (1993), Movierung ganz bewusst bei als männerlastig verstandenen Begriffen anzuwenden und nennt etwa *Kennerinnenblick, Bürgerinnensteig* als

Beispiele. Ähnlich wird auch bei Wörtern wie *Freundschaft* oder *Partnerschaft* verfahren, wenn sie ausschließlich auf Frauen referieren: *Freundinnenschaft*, *Partnerinnenschaft*.

5.1.6 Binnen-I

Eine bemerkenswerte Lösung stellt das Binnen-I (alternativ Majuskel-I oder Versalien-I) dar. Es ist zwar nicht die verbreitetste Variante unter den Lösungsmöglichkeiten für die Genusasymmetrie, aber es unterscheidet sich in wesentlichen Punkten, auf die näher eingegangen werden soll.

Entstehung

Das Binnen-I ist weder eine direkte Konsequenz des Sprachsystems, noch ist es aus Sprachplanung entstanden:

“In der orthographischen Landschaft des Deutschen steht dieses „I“ ziemlich einzigartig da: scheinbar in kein System passend, alles andere als das Ergebnis angestrebter Kommissionsarbeit, über jeden Verdacht erhaben, von oben“ verordnet zu sein, eher so etwas wie eine Epidemie, die sich „von unten“ ausbreitet, von dem Spaß getragen, etwas im Grunde abwegiges auf den Weg gebracht zu haben.“ (Ludwig 1989:80)

Funktionell entwickelte es sich direkt aus der Abkürzung der Beidbenennung. Ludwig (1989) fasst die Reduktion so zusammen:

- (a) Studenten und Studentinnen
- (b) Stufe 1: Studenten/Studentinnen; der Schrägstrich ersetzt *und*; allerdings kann er auch *oder*, *bzw.* bedeuten;
- (c) Stufe 2: Studenten/-innen; zweifach vorkommendes wird elliptisch gekürzt;
- (d) Stufe 3: Student/-innen; das Pluralmorphem der maskulinen Form wird getilgt;
- (e) Stufe 4: Student/innen; der Auslassungsstrich wird getilgt;
- (f) Stufe 5: StudentInnen: Das kleine i „verschmilzt“ mit dem Schrägstrich.

Ludwig gibt an, dass es ursprünglich in dem Buch „Was sie schon immer über freie Radios wissen wollten, aber nie zu fragen wagten (Christoph Busch, 1981) verwendet wurde, zwei Jahre später durch das Lokalradio LoRa in Zürich aufgegriffen wurde, und auf diesen Weg in

eine Anzeige der „Wochenzeitung“ in Zürich gelangte (11.11.1983), die es als erste Zeitung verwendete. Von da an wurde es von ganz verschiedenen Seiten aufgegriffen, teilweise, um später wieder verworfen zu werden – z.B. in der „taz“, oder in Gleichstellungsrichtlinien und amtlichen Ausschreibungen (vgl. Ludwig 1989, Samel 2000).

Vorteile

Das Binnen-I hat mehrere Vorteile gegenüber anderen Formen:

- Es ist, wie Ludwig in Hinblick auf Ausdrücke wie *Ratsmitglied* statt *Ratsherr* und *Ratsfrau*, *Lehrkräfte* statt *Lehrer und Lehrerinnen* etc. und diverse Möglichkeiten der Abkürzung der Beidbenennung mittels Satzzeichen pointiert schreibt, unbürokratisch:

„Sie mögen für die Sprache der Kommunalverwaltungen geeignet und notwendig sein (möglicherweise sind sie auch den Köpfen von VerwaltungsbeamtInnen entsprungen), die Nähe zur Bürokratie steht ihnen jedoch so deutlich auf der Stirn geschrieben, daß es zu bedauern wäre, sollten solche Ausdrücke in der Umgangssprache heimisch werden. Für diese sind sie nicht geeignet.“ (Ludwig 1989:80)

- Es ist eindeutiger als das generische Maskulinum (zumindest in der Textform) und dabei ökonomischer als Splitting.
- Es ist die einzige Methode, die beide Geschlechter in einem Wort ausdrücken kann und dabei nicht ambig ist (das Partizip hat daneben auch die Bedeutung der zeitgleich geschehenden Handlung).
- Es fügt sich logisch in die Möglichkeiten zum Genusabbau (siehe unten).

Verwendung

In der Verwendung konstatiert Ludwig bereits 1989 eine Ausdehnung von reinen Personenbezeichnungen auf Kollektivbezeichnungen wie *DozentInnenschaft* und eine Möglichkeit der weiteren Ausdehnung auf Begriffe wie *ChristInnenheit* und *GermanistInnenverband* und schließlich auf Kollektivverhalten, etwa *BeamntInnentum*, *UnternehmerInnentum*, *BürokratInnentum* etc. Inzwischen ist die Generalisierung sogar noch weitergegangen, z.B. auf *FreundInnenschaft* (von einer Form, deren erstes Teil abstrakt ist

und die morphologische Form des Singulars hat) oder *ProminentInnen* (von einer Form mit Differentialgenus *die/der Prominente*). Die Bedeutung kann dann als einfach [+belebt] aufgefasst werden.

Diese wilde Übergeneralisierung wird auch dadurch unterstützt, dass das Binnen-I nach wie vor nicht als korrekte Rechtschreibung akzeptiert wird, wodurch seine Verwendung von vornherein „falsch“ ist – wenn es als politisches Statement dennoch verwendet wird, geschieht dies auch in bewusster Opposition zu Grammatik- und Rechtschreibregeln, die als androzentrisch betrachtet werden; und die bewusste „falsche“ Verwendung entspricht auch der Empfehlung aus Häberlin (1993) für als androzentrisch verstandene Begriffe (vgl. oben).

Beschränkungen

In der Verteilung und den Beschränkungen ist das Binnen-I identisch mit dem Movierungssuffix *-in* (vgl. 1.2). Die Schwierigkeiten sind ähnlich wie in der Movierung und den Formen der Vermeidung expliziter Nennung. Im Singular ist nach wie vor Artikelsplitting notwendig: *die/der BriefträgerIn*; da allerdings im Singular das Geschlecht einer spezifisch genannten Person üblicherweise bekannt ist und ansonsten ausgewichen werden kann, ist dies ein geringes Problem.

Bemerkenswert sind die asymmetrischen Formen wie etwa *ÄrztIn*, *BotIn*, *BäuerInnen*, *EntbindungshelferInnen* (*Hebammen* plus *Entbindungshelfer*). Während anzunehmen wäre, dass diese wegen Inkorrektheit nicht verwendet werden (Singular **Ärzt*, **Bot*, **Bäuer*), sind sie durchaus anzutreffen. Das scheint unter den Gesichtspunkten der bewussten Regelwidrigkeit zur Bewusstmachung von Gesellschaftsverhältnissen einerseits und einer möglichen Neuinterpretation als einfacher Belebtheitsmarker durchaus folgerichtig.

Politische Markierung und Ablehnung

Das Binnen-I wird von allen Lösungsmöglichkeiten am direktesten mit dem politischen Feminismus in Verbindung gebracht. Das beginnt schon in der Ausbreitung über freies Radio, „Züricher Wochenzeitung“ und „taz“. Auch heute ist die Verteilung anhand politischer Trennlinien erkennbar, sowohl in Zeitungen als auch z.B. bei den Internetauftritten politischer Parteien: Linke und liberale Veröffentlichungen verwenden es am häufigsten. Allerdings ist einschränkend zu sagen, dass die Verwendung antidiskriminierender Schreibweisen bereits

derselben Trennlinie unterliegt; konservative und rechte Parteien und Veröffentlichungen verwenden tendenziell das generische Maskulinum für beide Geschlechter.

Diese Verteilung stößt auch auf Kritik. Das Binnen-I wird so als ideologische Markierung für Zugehörigkeiten zu Ideologien und Gruppen angesehen.

Da es also am klarsten ein politisches Symbol darstellt, ist auch die ideologische Ablehnung gegen das Binnen-I unter den Maßnahmen gegen sprachliche Diskriminierung am größten.

Abseits ideologischer Motivation stößt das Binnen-I auch wegen seiner Verletzung der Groß- und Kleinschreibungsregeln auf Kritik, da es, indem es die einzige graphematische Markierung für eine Abgrenzung auf der Morphemebene innerhalb des Wortes ist, eine Innovation darstellt. Ludwig (1989) argumentiert hierzu allerdings, dass diese Innovation durchaus konsequent innerhalb der Entwicklung der Großschreibung ist. Und Schoenthal (2000) weist darauf hin, dass ähnliche Markierungen durchaus modern sind (*InterCity*, *LokalRadio*) und auch historisch aufgetreten sind (*HauptSprache*, *HofgerichtsAssessore* bei Schottel im 17. Jhdt.).

Die Aussprache wird schließlich aufgrund ihrer „Unnatürlichkeit“ kritisiert – siehe unten.

Ähnliche Methoden

Die Methode der Großschreibung eines optionalen Graphems wird teilweise auch bei anderen Formen angewandt, also bei Adjektiven, Pronomina und Numeralia. Diese ist jedoch wesentlich weniger verbreitet und stößt auch auf mehr Ablehnung.

"Eine heute Nachmittag abgeschlossene Prüfung ergab, dass einE einzelneR MitarbeiterIn, tätig im Administrationsbereich, aus eigenem Antrieb die Daten abgerufen und an eine andere Partei weitergegeben hat.“ (Presseaussendung der Grünen, abgerufen am 19.2.2009)

Nachteilig sind insbesondere die Verletzungen der Kongruenz sowie die Schwierigkeit der Aussprache, da eine Betonung des *R* schwer durchführ- bzw. identifizierbar ist sowie eine Betonung des *E* bereits durch die Signalisierung eines Fokus auf der weiblichen Form belegt ist. Die Tendenz scheint eher dahin zu gehen, in solchen Fällen im Substantiv zur Abkürzung Großbuchstaben und in den kongruierenden Bestandteilen Interpunktion einzusetzen, oder durch eine Vermeidung von Singularformen (wo dies möglich ist) in Kombination mit Binnen-Is zu arbeiten,

Eine weitere neue Form ist die Markierung der Beidbenennung mittels Unterstrich: *Angestellte_r*, *Student_in*, *Pensionist_in*. Die Verteilung dieser Schreibweise dürfte dem Binnen-I entsprechen, die Verbreitung ist zu diesem Zeitpunkt gering (z.B. in vereinzelt Artikeln der Zeitschrift „unique“ der Österreichischen HochschülerInnenschaft).

Aussprache

Ein bemerkenswerter Aspekt des Binnen-I ist die Aussprache, die es von allen anderen Methoden der antidiskriminierenden Sprachpolitik unterscheidet.

Andere Möglichkeiten der sprachliche Diskriminierung vermeidenden Methoden unterscheiden Text und gesprochene Sprache; so wird *Student/innen* als *Studentinnen und Studenten* oder *Studenten und Studentinnen* ausgesprochen.

Das Binnen-I andererseits kann in vier Möglichkeiten ausgesprochen werden. Die ersten beiden Varianten stellen keine Besonderheit an sich dar – sie sind einfach Umschreibungen der Schrift, und bei beiden geht der Ökonomievorteil des Binnen-I verloren. Die erstere funktioniert wie die Beidbenennung, es wird also *StudentInnen* als *Studentinnen und Studenten* bzw. *Studenten und Studentinnen* ausgesprochen. In der zweiten Variante wird *StudentInnen* als *Studentinnen mit großem I* (oder mit einer ähnlichen Formulierung) ausgesprochen, wobei der zweite Teil manchmal mit leiserer Stimme gesprochen wird; es wird also explizit ausgedrückt, was gemeint ist.

Die dritte Variante zeichnet sich dadurch aus, dass das große I mit einem speziellen Geräusch markiert wird, es wird also *StudentInnen* gewissermaßen als *StudentInnen* ausgesprochen. Das große *I* wird dabei als eigener Laut markiert, wobei auch hier keine Einheitlichkeit besteht.

Am gebräuchlichsten sind Glottalstops, kurze Pausen oder kurze Reibelaute. Diese Varianten sind für das phonologische System des Deutschen unüblich, und es wird daher interessant zu beobachten sein, ob und wie sich diese durchsetzen; teilweise wird diese Variante dann auch zur vierten der genannten abgeschliffen, das heißt zum generischen Femininum.

Die letzte Aussprachevariante ist die Aussprache identisch mit der weiblichen Form, es wird *StudentInnen* als *Studentinnen* ausgesprochen. Im Prinzip entspricht dies verbal der Einführung des generischen Femininums.

Veränderung des Status des Glottisschlags

Die Variante der Aussprache des Binnen-I mittels Glottisschlag verändert den Status dieses Lautes innerhalb des phonologischen Systems des Deutschen. Der Glottisschlag hat im Deutschen üblicherweise keine Funktion als Phonem, er dient im Wesentlichen als Grenzsignal für Morphem- oder Wortgrenzen (mit vereinzelt Ausnahmen wie intervokalisches in *Michael, Beate, Theater, Aleuten* in sehr deutlicher Sprechweise zur Hiattrennung). Kohler (1995) demonstriert dies mit der Distinktion der Gruppe [ʔam] und [am] gegenüber [ham]: Dass die ersten beiden Formen nicht konsistent auseinandergelassen werden und keine Bedeutungsunterschiede aufweisen, schließt den Phonemstatus des Glottisschlags aus.

Zwischen den Paaren [ʃtu'dɛnt] und [ʃtu'dɛntʔm] sowie [ʃtud'ɛntinən] und [ʃtu'dɛntʔinən] besteht durch den Glottisschlag allerdings ein Unterschied, der sowohl wahrnehmbar als auch bedeutungstragend ist. Damit gewinnt der Glottisschlag Phonemcharakter.

Dies ist für das Sprachsystem eine bedeutende Innovation; beträfe sie seltene Formen, schiene es unwahrscheinlich, dass sie sich durchsetzen könnte. Jedoch sind die movierten Formen dermaßen häufig, dass auch die Einführung eines neuen Phonems im Bereich des Möglichen zu sein scheint.

Genusabbau

Die dritte und vierte Variante des Binnen-I haben durch ihr Übergreifen auf die gesprochene Sprache einen möglichen Einfluss auf den Genusabbau im Deutschen. Wie zuvor (Kapitel 3) erwähnt, geschieht diese im Wesentlichen, indem drei Singularklassen im Plural zu einer unmarkierten (maskuline und neutrale Formen) und einer markierten Pluralklasse (movierte Feminina) verschmelzen.

Wenn das Binnen-I gemäß der dritten Variante seiner Aussprache also als vollwertige Form aufgefasst wird, verändert sich der Genusabbau. Drei Singularklassen stehen nun drei Pluralklassen gegenüber:

- (a) Die unmarkierte *-Innen* Klasse, die dann nur noch [+belebt] oder [+menschlich] darstellt.
- (b) Die feminine Klasse, insbesondere die movierten Substantive.
- (c) Die maskuline/neutrale Klasse, die durch den Kontrast ihre unmarkierte Stellung verliert.

Die Markierung der Kongruenz würde gleich bleiben, für Adjektive, Pronomina und Artikel also drei Singularklassen, eine Pluralklasse.

Die Regel des Genusabbaus wäre damit ähnlich der von Schwink (2004) für eine Stufe II des Indogermanischen, nach der Entstehung des Femininums angenommenen:

“Stage II

1. if conjuncts are animate and same gender, then that gender;
2. if conjuncts are mixed animate, then old animate, i.e. masculine;
3. otherwise neuter.” (Schwink 2004:91)

Die deutsche Regel bei Verwendung des Binnen-I ist also:

1. Wenn die Konjunkte belebt sind und gleiches Genus haben, dann dieses;
2. Wenn die Konjunkte gemischt belebt sind, dann *-Innen-Klasse*;
3. Sonst Neutral/Maskulinum.

Analoges gilt für Singularformen, die generisch sein sollen. Wie bereits angedeutet, ist deren Notwendigkeit allerdings begrenzt, da bei spezifischer Erwähnung einer Person das Geschlecht meist bekannt ist und bei allgemeiner Erwähnung auf andere Formen ausgewichen werden kann.

In der Variante, bei der das Binnen-I einfach als generisches Femininum verwendet wird, sieht die Situation dann so aus:

1. Wenn die Konjunkte belebt sind und gleiches Genus haben, dann dieses;
2. Wenn die Konjunkte gemischt belebt sind, dann Femininum;
3. Sonst Neutral/Maskulinum.

Insgesamt bietet das Binnen-I also die vielfältigsten Möglichkeiten für das Deutsche.

5.2 Berufsbezeichnungen und Gesetze

Ein besonderer Aspekt des durch feministische Sprachkritik ausgelösten Sprachwandels liegt in den Berufsbezeichnungen. Diese sind insofern besonders relevant, als sie einerseits

den Sprachwandel selbst auslösen, indem gesetzliche Regelungen vorsehen, sie in amtlichen Schriften und Stellenanzeigen möglichst geschlechtsneutral zu halten und damit eine neue Normalität erzeugen, und andererseits, indem an ihrer Frequenz ersichtlich wird, wie weit Frauen in vormals männlich dominierte Berufe vorgedrungen sind. Berufsbezeichnungen sind metaphorisch ausgedrückt also sowohl Motor als auch Messgerät der Maßnahmen gegen sprachliche Diskriminierung.

So hatte etwa das deutsche „Schlüsselverzeichnis für die Angaben zur Tätigkeit in den Versicherungsnachweisen“ (Samel 2000) je nach Beruf weibliche oder(!) männliche Bezeichnungen gelistet, entsprechend der als typisch betrachteten Berufswahl. Dies wurde von feministischer Seite als eine Verfestigung bestehender Rollenverhältnisse beanstandet; das Maskulinum wurde zu einer Zeit Norm, als ausschließlich Männer rechtsfähig waren; die vorwiegend männlich verfassten Rechtstexte spiegelten somit die Gesellschaft wieder. Da sich aber die Gesellschaft verändert hat und nun Frauen zumindest de jure gleichberechtigt sind, sollte die Rechtssprache der neuen Situation angepasst werden.

Der wesentliche erste Schritt zu einer Änderung solcher Verhältnisse war die Richtlinie 76/207/EWG der EWG zur Gleichstellung der Frauen im Arbeitsleben. Diskriminierungen sollten dadurch vermieden werden, jedoch wurde nicht definiert, was eine Diskriminierung im Arbeitsleben darstellte; so konnte dies weiterhin umgangen werden. Amtliche Ausschreibungen verwendeten dazu oftmals eine Vorbemerkung, wonach männliche Bezeichnungen auf beide Geschlechter referierten (Samel 2000).

Der Fortschritt in dieser Richtung wurde in Oldenburg (1998) untersucht. Zu diesem Zeitpunkt galt in Deutschland §611b BGB als Maßnahme zur Gleichbehandlung von Frauen und Männern: Arbeitgeber sollen „einen Arbeitsplatz weder öffentlich noch innerhalb des Betriebes nur für Männer oder nur für Frauen ausschreiben, es sei denn, daß ein Fall der §611a Abs. 1 Satz 2 vorliegt“ (Oldenburg 1998:67; Ausnahmen gem. 611a sind diejenigen, wo die Ausübung des Berufes zwingend auf ein Geschlecht beschränkt ist). Oldenburg stellte fest, dass bis 1987 nur 21% aller untersuchten Anzeigen geschlechtsneutral formuliert waren. In einer weiteren Untersuchung wurden dann 1963 Stellenanzeigen untersucht. In den untersuchten deutschen Zeitungen war nicht feststellbar, dass sich eine Variante der geschlechtsneutralen Schreibweise über die anderen durchgesetzt hätte.

„... Trotzdem [in Bez. auf eine Empfehlung, Anm.] bestehen in diesem Fall offenbar erhebliche Unsicherheiten, und zwar insbesondere bei dem Beruf des/der Steuerfachgehilfen/-gehilfin, für den sich in der Hannoverschen Allgemeinen Zeitung folgende Varianten finden: Steuerfachhilfe(in) bzw. Steuerfachgehilfin(en) und Steuerfachgehilf(e)in. Formulierungsschwierigkeiten treten vereinzelt auch dann auf, wenn die gesplittete Nominalform durch Artikel und modifizierende Adjektive ergänzt wird (vgl. z.B. ... sucht einen befähigten und engagierten Jurist(in); ... eine nette, engagierte türkischsprachige Apotheker(in). Schließlich finden sich in der HAZ drei und in der Zeit sieben Stellenanzeigen, in denen auf das große I zurückgegriffen wird (z.B. FremdsprachensekretärInnen, ErgotherapeutIn, LogopädInnen, Organisations-BeraterIn), was insgesamt auf eine geringe öffentliche Akzeptanz dieser orthographischen Variante schließen lässt.“ (Oldenburg 1998:68)

Insgesamt konnte Oldenburg einen Anstieg von 21% auf 44,8% nichtdiskriminierende Anzeigen feststellen, mit einer unterschiedlichen Verteilung auf verschiedene Berufe (Kaufmännische Berufe/Verwaltung: 51%; nichtgewerbliche Berufe: 15,5%; EDV-Computerberufe: 69,9%; technische Berufe: 45,6%; Außendienst: 40,6%; Medizinische Berufe: 32,1%).

Mit 2000/78/EG Art. 2 §2 wurde zumindest der Mangel behoben, dass diskriminierend nicht ausreichend definiert war; in 2002/73/EG wurde die Abänderung von 76/207/EWG vorgenommen.

2002/73/EG Art. 1 §2

„- 'mittelbare Diskriminierung': wenn dem Anschein nach neutrale Vorschriften, Kriterien oder Verfahren Personen, die einem Geschlecht angehören, in besonderer Weise gegenüber Personen des anderen Geschlechts benachteiligen können, es sei denn, die betreffenden Vorschriften, Kriterien oder Verfahren sind durch ein rechtmäßiges Ziel sachlich gerechtfertigt und die Mittel sind zur Erreichung dieses Ziels angemessen und erforderlich;“ (<http://eur-lex.europa.eu/LexUriServ/LexUriServ.do?uri=CELEX:32002L0073:DE:HTML> am 15.4.2009, 9:13)

In Österreich wurde die geschlechtsneutrale Stellenausschreibung mit 01.07.2004 in §4 des GIBG 2004 (Gleichbehandlungsgesetz 2004) festgelegt:

„§ 9. Der/die Arbeitgeber/in oder private/r Arbeitsvermittler/in gemäß den §§ 4 ff des Arbeitsmarktförderungsgesetzes, BGBl. Nr. 31/1969, oder eine mit der Arbeitsvermittlung betraute juristische Person öffentlichen Rechts darf einen Arbeitsplatz weder öffentlich noch innerhalb des Betriebes (Unternehmens) nur für Männer oder nur für Frauen ausschreiben oder durch Dritte ausschreiben lassen, es sei denn, ein bestimmtes Geschlecht ist unverzichtbare Voraussetzung für die Ausübung der vorgesehenen Tätigkeit. Die Ausschreibung darf auch keine zusätzlichen Anmerkungen enthalten, die auf ein bestimmtes Geschlecht schließen lassen.“

<http://www.ris.bka.gv.at/Dokumente/Bundesnormen/NOR40052889/NOR40052889.html> 15.4.2009, 9:37)

Analog dazu §23 für diskriminierungsfreie Stellenausschreibungen. §12 und §26 sehen Entschädigungsansprüche gegenüber BewerberInnen bei Nichtbefolgung vor, darüber hinaus wird in §10 und §24 eine Verwaltungsstrafe festgelegt (www.ris.bka.gv.at).

In Deutschland regelt das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz vom 14.8.2006 (mit letzter Novelle am 12.2.2009) die entsprechenden Fragen.

§1 AGG: „Ziel des Gesetzes: Ziel des Gesetzes ist, Benachteiligungen aus Gründen der Rasse oder wegen der ethnischen Herkunft, des Geschlechts, der Religion oder Weltanschauung, einer Behinderung, des Alters oder der sexuellen Identität zu verhindern oder zu beseitigen.“

§11 AGG „Ausschreibung: Ein Arbeitsplatz darf nicht unter Verstoß gegen § 7 Abs. 1 ausgeschrieben werden.“ (<http://bundesrecht.juris.de/agg/index.html> am 15.4.2009, 9:53).

§21 sieht Schadensersatzansprüche bei Verletzung vor. Eine Verwaltungsstrafe ist, anders als in Österreich, nicht vorgesehen.

In der Vorschriftensprache verschwinden damit Formulierungen mit generischen Maskulina und werden durch neutrale ersetzt.

(47) ...*kann im Bedarfsfall einen Arzt aufsuchen*

(48) ..*kann im Bedarfsfall ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen.*

Solche Formulierungen kommen den Forderungen der Sichtbarmachungsstrategie nicht nach. Jedoch kann insgesamt ein gewisser Druck auf die Sprache festgestellt werden, der dazu führen kann, dass diskriminierende Bezeichnungen unpassender werden.

5.3 Zusammenfassung: Sprachwandel durch gesellschaftliche Veränderung und Sprachkritik

Die deutsche Sprache wird durch gesellschaftliche Veränderungen, die Frauen betreffen, und feministische Sprachkritik verändert. Gesellschaftliche Veränderungen ermöglichen es Frauen, Tätigkeiten auszuüben, die ihnen vormals verschlossen waren (sei es de jure oder de facto). Dadurch entsteht ein Benennungsbedarf, der gedeckt werden muss; feminine Formen von Substantiven nehmen zu.

Feministische Sprachkritik andererseits beeinflusst die Sprache bewusst, um ausgeglichene Verhältnisse herzustellen. Dies geschieht durch Kritik an Defiziten des Systems und daraus folgende Lösungsvorschlägen für ihre Behebung. Solche sprachpolitische Maßnahmen tendieren dazu, Widerstand zu erzeugen.

Ein wiederkehrendes Argument in Bezug auf die Kritik ist, dass die kritisierten Formen nicht die Bedeutung hätten, die aufgefasset wird, sondern ohnehin die erwünschte; dass also etwa das generische Maskulinum nicht nur Männer meine, sondern in der „eigentlichen“ Bedeutung auch Frauen enthalten wären, oder dass *man* zwar ursprünglich *Mann* bedeutet hätte, dies aber mittlerweile nicht mehr so sei. Dies verfehlt jedoch die Problematik: Die Bedeutung erschließt sich nicht nur aus der intendierten Botschaft, sondern auch durch die Interpretation in der Sprachrezeption. Wenn also das generische Maskulinum als bevorzugt „männlich“ bedeutend aufgefasst wird, so ist die Bedeutung in zumindest einem Teil der Sprachgemeinschaft tatsächlich bevorzugt „männlich“, auch wenn es für einen anderen Teil nicht so sein mag; und dass die Bedeutung bevorzugt „männlich“ ist, wurde inzwischen auch in psycholinguistischen Untersuchungen festgestellt (Scheele/Gauler 1993; Rummler 1995; Irmen 1996; Schmidt 2002). Ob die Annahme zu Beginn der feministischen Sprachkritik am Deutschen überhaupt erst für die Mehrheit der Sprachgemeinschaft „korrekt“ war, ist irrelevant – es ist ein selbstverstärkender Prozess entstanden:

- Feministische Sprachkritik weist auf eine Bedeutung einer Form des Sprachsystems, die diskriminierend ist, hin und macht Vorschläge zur Vermeidung.
- SprecherInnen mit dem entsprechenden politischen Bewusstsein werden entweder durch die Kritik auf die Bedeutung hingewiesen oder, wenn die Bedeutung für sie

nicht existierte, von der Korrektheit der Kritik überzeugt und verwenden die Sprache daraufhin entsprechend.

- Die neue Anwendung bestätigt die diskriminierende Bedeutung, indem mehr Mitglieder der Sprachgemeinschaft sie vermeiden und eine Weitervermeidung zunehmend unangemessener wird. Eine weitere Verwendung wird damit stärker kritisiert, was den Prozess beschleunigt.

Schoenthal (2000) stellt fest, dass eine Umkehrung der durch feministische Sprachkritik ausgelösten Prozesse mittlerweile nur noch durch bewusste Sprachplanung denkbar ist.

Ein anderes wiederkehrendes Argument kritisiert die vorgeschlagenen Lösungsmöglichkeiten, da ein bewusst oder künstlich erzeugter Sprachwandel abzulehnen sei. Allerdings ist eine Definition der „Künstlichkeit“ oder der ihr entgegenstehenden „Natürlichkeit“ schwer beizubringen, insbesondere auch, da in dem vielen Faktoren unterliegenden Prozess des Sprachwandels an sich nicht feststellbar ist, inwieweit Veränderung bewusst oder unbewusst erzeugt wird (vgl. auch Samel 2000).

Eine Bewertung über die Einflüsse feministischer Sprachkritik auf das deutsche Sprachsystem ist schwierig, da der relativ junge Prozess (seit Trömel-Plötz sind gerade dreißig Jahre vergangen) nicht abgeschlossen ist und die Entwicklung teilweise sehr rasch vor sich geht: Wie bereits in Kapitel 2 angedeutet, sind etwa bei der Movierung schon innerhalb von fünfzehn Jahren mögliche Änderungen feststellbar. Und es ist nicht vorhersagbar, welche vorgeschlagenen Mechanismen sich wie weit durchsetzen werden und wie von der Sprachplanung erdachte Methoden sich in der Realität verändern. Dass aber feministische Sprachkritik bereits Einfluss auf die deutsche Sprache hat, scheint klar, und einige momentane Tendenzen sind erkennbar.

Feststellbar ist zum ersten die zunehmende Inakzeptabilität von maskulinen Bezeichnungen für Frauen (vgl. Samel 2000; Schoenthal 2000)

(49) ?? *Der Student wartete vor dem Hauptgebäude. (Student = Frau).*

Semantische Kongruenz breitet sich aus.

(50) [✓] *Das Mädchen_i hat ihre_i Hausaufgaben vergessen.*

(51) [✓] *Wer_i von euch_i kann mir ihr Fahrrad_i leihen?* (j=Gruppe von Frauen)

(52) [✓] *Wer_j von euch_j kann mir sein_j Fahrrad leihen?* (j=Gruppe von Frauen)

Weniger Einfluss zeigt sich beim Indefinitpronomen *man*. Es bleibt die gebräuchlichere Form. Allerdings hat sich auch *frau* etabliert; es ist nicht mehr ausschließlich betont politisch oder humoristisch gemeint, sondern kann in Frauenzeitschriften sowohl politischer als auch nichtpolitischer Natur durchaus angetroffen werden (vgl. Samel 2000).

Die Kongruenz auf die genus-unmarkierte Form *man* ist davon beeinflusst; ein Satz, in dem *man* eindeutig auf Frauen referiert, wirkt fragwürdig, wenn auch nicht falsch. Kongruenz mittels semantischen Inhalts herzustellen, fällt allerdings im Gegensatz zu Fragewörtern vollkommen aus.

(53). [?] *Wie kann man seine Schwangerschaft feststellen?*

(54) ^{*} *Wie kann man ihre Schwangerschaft feststellen?*

(55) *Wie kann frau ihre Schwangerschaft feststellen?*

Die Movierung ist wesentlich produktiver (vgl. 2.1). Schoenthal (2000) stellt ein vermehrtes Auftreten von movierten Femina in Duden-Grammatiken der Dekaden seit 1959 fest: Während 1959 und 1966 nur drei (*Lehrerin, Freundin, Ärztin*) erwähnt sind, sind es 1973 und 1984 bereits 24 (u.a. *Chefin, Bürgerin, Siegerin*) und 1995 auch Berufsbezeichnungen, die früher ausschließlich für Männer galten (*Mechanikerin, Soldatin, Polizistin, Bischöfin*). Die Movierung dehnt sich auch auf Fälle aus, die noch vor kurzem ausgeschlossen waren, etwa *Freundinnenschaft*, in Bezug auf das Amt der deutschen Bundeskanzlerin Angela Merkel *Kanzlerinschaft* oder *Kanzlerinnenschaft* (und das Wort *Bundeskanzlerin* wurde sogar zum Wort des Jahres 2005 gekrönt; vgl. Schmidt/Lutjeharms 2006), oder *Autorinnenpersönlichkeit* und *Siegerinnenpose* (Pusch 1984). Und eine Form wie *Politikerinnenhaft* kann nun mehrdeutig sein: Ausgesprochen gibt es neben der Bedeutung „der Art von politischen Frauen entsprechend“ auch die Möglichkeit, dass ein generisches Femininum vorliegt, also „der Art von politischen Menschen entsprechend“.

Dass ein Kontrast zu männlichen Formen hergestellt wird, zeigt sich auch bei Formen mit Differentialgenus. Der aus dem Englischen übernommene Bezeichnung *DJ* wird, vermutlich weil die meisten DJs anfangs männlich waren, im Deutschen der Pseudoanglizismus *DJane* für weibliche Diskjockeys entgegengesetzt. Die Ausdehnung macht auch bei sprichwörtlichen

Bezeichnungen nicht halt; so wurde kürzlich in einem Artikel erwähnt: „Dass Mütter in jeder Gesellschaft lebensnotwendige Basisarbeit verrichten, sich in Doppel- und Dreifachbelastungen erschöpfen und dafür nicht nur keine Anerkennung kriegen, sondern immer als **Sündenziegen** erhalten müssen, wenn mit den Kindern nur irgend eine Kleinigkeit nicht passt, ist schon herb genug.“ („Pro & Contra Muttertag“ www.diestandard.at, abgerufen am 9.5.2009 um 12:53; eigene Hervorhebung).

Diese Herstellung von Kontrast kann als Hinweis gewertet werden, dass das deutsche Genussystem in Bewegung ist; die Unmarkiertheit der maskulinen Form verschwindet.

6. Zusammenfassung

In dieser Arbeit habe ich versucht, die Frage zu beantworten, was dazu geführt hat, dass im Deutschen eine Asymmetrie in der sprachlichen Repräsentation von Frauen und Männern durch eine auffällige Reparaturmaßnahme wie das Binnen-I (und andere) behoben werden muss.

Dabei konnte festgestellt werden, dass die Entwicklung von einigen Haupteinflüssen geprägt wurde: Den Veränderungen des Sprachsystems und den Einflüssen aus der im Wandel begriffenen Gesellschaft einerseits als ungeplante Faktoren, und dem der Sprachgestaltung als aktiver Faktor.

Faktoren des Sprachsystems

Der Ursprung des Genussystems führt zu einer Festlegung eines Genus als unmarkierte Default-Option; indem das Femininum sich aus den belebten Stämmen abspaltet, wird es zur markierten Form.

Auslautschwund sorgt für Synkretismus und Koaleszenz innerhalb der Paradigmen; die Möglichkeit, Femininum mittels Flexionsendungen auszudrücken, schwindet damit zunehmend. Damit ist die Möglichkeit eines Genusabbaus mit drei Klassen im Singular und einer im Plural gegeben, was bei den Elementen der Kongruenz auch der Fall ist. Gleichzeitig aber überlebt ein Movierungssuffix zur Ableitung femininer Personenbezeichnungen. Dadurch bleibt es immer möglich, feminine Formen im Plural auszudrücken. Die maskuline/neutrale Klasse kann dann entweder als neutrale, unmarkierte

Form interpretiert werden oder als Maskulinum im Gegensatz zum Femininum – welche Form vorliegt, muss aus Attributen oder dem Kontext erschlossen werden.

Gesellschaftliche Faktoren

Als gesellschaftliche Einflüsse auf das System des Deutschen wurden einerseits allgemein die Vorstellung genannt, dass Sprache und Gesellschaft aufeinander einwirken (Whorf 1956). Daraus folgt, dass eine Veränderung der Gesellschaft eine Veränderung der Sprache nach sich ziehen kann. Konkret spielten die Anwendungsbeschränkungen des Movierungssuffixes auf Berufs-, Funktions-, Amts- und Tätigkeitsbezeichnungen eine Rolle. Daraus folgt, dass der Benennungsbedarf direkt mit der Zahl der Frauen offenstehenden Berufe, Funktionen, Ämter und Tätigkeiten in Verbindung steht. Wie von Grabrucker (1993) untersucht, steht die Häufigkeit des Movierungssuffixes damit auch direkt in Zusammenhang mit der sozialen Situation.

Sprachgestaltung

Menschen, die mit Sprache arbeiten, beeinflussen diese. Das beginnt mit dem Bedarf an neuen Formen, der sich in der Übersetzungstätigkeit mittelalterlicher Mönche auftat und die Produktivität des Movierungssuffixes gesteigert haben könnte (Rabofski 1990).

Und die Arbeit derjenigen, die sich mit Sprache auf deskriptive oder präskriptive Weise befassen, ist durch ihre Vorstellungen, wie der Zustand der Welt ist oder wie er zu sein hat, geprägt, was sich in der Art, wie sie die Sprache beschreiben, niederschlagen kann. Wenn dies deskriptiv ist, können ihre Erklärungen von sozialen Gegebenheiten geprägt sein und den Ist-Zustand reproduzieren; wenn es präskriptiv ist, kann ihre Vorstellung von einem idealeren Zustand der Welt in ihrer Bewertung, was akzeptabel ist, Niederschlag finden, wodurch die Grammatikvorschriften, die sie erstellen nicht nur auf systemische, sondern auch auf ideologische Richtigkeit ausgerichtet werden.

Dabei gibt es in Bezug auf die Darstellungsmöglichkeiten von Frauen in der Sprache zwei konträre Richtungen. Einerseits ist dies die Vorstellung, dass die sprachliche Situation wie sie ist, positiv ist, da sie eine natürliche Ordnung repräsentiert, zum Beispiel indem die Ableitung weiblicher Formen von männlichen auf biologischen Gegebenheiten beruht; diese Vorstellung wird von den christlich und später biologistisch geprägten Grammatikern ab der Aufklärung

vertreten, und es hat auf ihre Arbeit und damit auf das Deutsche Einfluss genommen, vor allem in Hinblick auf das generische Maskulinum (Doleschal 2002).

Andererseits kann die Position sein, dass die sprachliche Situation, wie sie ist, negativ ist, indem sie Frauen weniger Raum in der Sprache gibt und damit Reflexion einer an sich zu kritisierenden gesellschaftlichen Realität ist. Aus dem folgt die Forderung nach aktiver Mitgestaltung an der Sprache, um sie positiv zu verändern. Diese Position findet sich für das Deutsche ab den 1970er Jahren, als mit Trömel-Plötz und Pusch die Asymmetrie der Genusmarkierung des Deutschen aufgezeigt wurde. Dies hat einen neuen Sprachwandel in die andere Richtung ausgelöst.

Seit dem 20. Jahrhundert ist also ein neuer Prozess in Gang gekommen, der sich selbst verstärkt. Die explizite Sichtbarmachung von Frauen in der Sprache wird gefordert und betrieben: die Movierung und insbesondere die Verwendung des Binnen-I, wodurch sich die Anwendbarkeit der Feminisierung auf Formen ausgedehnt hat, wo sie zuvor nicht möglich war. Der Prozess wird beschleunigt durch aktives politisches Engagement und daraus resultierende auch sprachlich wirksame Antidiskriminierungsregelungen sowie durch die Konsequenz, dass die maskuline Form zunehmend markierter wird, und, wenn sie auf Frauen Bezug nehmen soll, inakzeptabler, was wiederum mehr feminine Formen notwendig macht. Bremsend wirkt sich eine gewisse Konservativität der Sprachgemeinschaft und der Autoritäten und Institutionen der Sprachpflege sowie politischer Widerstand gegen als ideologisch und symbolisch angesehene Änderungen, die als Symbol einer unliebsamen Richtung empfunden werden, aus.

Desiderata und Ausblick

Durch die Weitläufigkeit des Themas und die Notwendigkeit, diese Arbeit zu begrenzen, mussten einige Fragen unbeantwortet bleiben, die vielleicht in späteren Arbeiten behandelt werden können.

Insbesondere von Interesse wären sprachvergleichende Untersuchungen des Themas, wie also die Entwicklung der Beziehung Sexus – Genus im allgemeinen und im Bezug zur gesellschaftlichen Situation der Frauen im Speziellen in anderen Sprachen aussieht.

Interessant wäre dabei sowohl die Betrachtung von Sprachen mit ähnlichen Genussystemen als auch von Sprachen, die komplexere oder einfachere Systeme aufweisen. Die jüngst erschienene Dissertation *The Development of Gender as a Grammatical Category: Five Case Studies from Germanic Languages* (Duke 2009) behandelt dies teilweise, konnte aber für die Arbeit nicht mehr berücksichtigt werden.

Für die Auswirkungen auf das Deutsche wären psycholinguistische Untersuchungen in Bezug auf Neuordnungen des Genussystems sowie speziell in Bezug auf die verschiedenen Varianten des Binnen-I wünschenswert. Und für die Phonologie könnte eine Beobachtung der Entwicklung des Glottisschlags innerhalb des phonologischen Systems von Bedeutung sein.

Insgesamt ist eine bemerkenswerte Entwicklung festzustellen. Das deutsche Genussystem ist in Veränderung begriffen; ob die Trägheit des Systems obsiegt oder sich die Veränderung fortsetzt, und wohin dies geht, wird interessant zu beobachten sein.

7. Literatur

Adelung, Johann Christoph (1787): *Über den deutschen Styl*. Berlin

Aikhenvald, Alexandra Y. (2000), "Gender and Noun Class" in Booij, Geert / Lehmann, Christian/Mugdan, Joachim (2000): *Morphologie / Morphology*, 2. Halbband, Berlin: Walter de Gruyter, 1031-1045

Baron, Dennis E. (1986), *Grammar and Gender*, New Haven: Yale University Press

Baudouin de Courtenay, Jan (1929), „Einfluß der Sprache auf Weltanschauung und Stimmung“, in Mugdan Joachim, Hrsg. (1984), *Ausgewählte Werke in Deutscher Sprache*, München: Fink, 199-271

Bergmann, Rolf (2004), *Alt- und Mittelhochdeutsch*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht

Bock, Gisela (1993), „Nationalsozialistische Geschlechterpolitik“, in Duby, Georges / Perrot, Michelle (1993), *Geschichte der Frauen*, Band 5: 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main: Campus Verlag, 195-204

Brugmann, Karl (1889), „Das Nominalgeschlecht in den indogermanischen Sprachen“, in *Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft* 4, 100-109

Busch, Christoph (1981), *Was Sie schon immer über Freie Radios wissen wollten, aber nie zu fragen wagten!*, Münster: Freundeskreis

- Bußmann, Hadumod / Hellinger, Marlis (2001), „Engendering female visibility in German”,
in Bußmann, Hadumod / Hellinger, Marlis, Hrsg. (2003) *Gender across languages: The linguistic representation of women and men*, Band 3, Amsterdam: Benjamins, 141-174
- Bußmann, Hadumod (2005), „Haben Sprachen ein Geschlecht? – Genus / Gender in der Sprachwissenschaft“ in Bußmann, Hadumod B./Hof, Renate (2005) *Genus*, Stuttgart: Alfred Kröner Verlag, 482-519
- Cameron, Deborah (1985), *Feminism and linguistic theory*, Basingstoke: Macmillan
- Corbett, Greville G. / Fraser, Norman F. (1999), „Default Genders“ in Rissanen, Matti/Unterbeck, Barbara (1999), *Gender in Grammar and Cognition*, Berlin: Mouton de Gruyter, 55-97
- Dahl, Östen (1999), „Elementary Gender Distinctions“ in Rissanen, Matti / Unterbeck, Barbara (1999), *Gender in Grammar and Cognition*, Berlin: Mouton de Gruyter, 577-594
- Dalarun, Jacques (1993), „Die Sicht der Geistlichen“, in Duby, Georges / Perrot, Michelle (1993), *Geschichte der Frauen*, Band 2: Das Mittelalter, Frankfurt am Main: Campus Verlag, 29-54
- Duby, Georges / Perrot, Michelle (1993), *Geschichte der Frauen*, Frankfurt am Main: Campus Verlag
- Doleschal, Ursula (1992), *Movierung im Deutschen*, Unterschleißheim: Lincom Europa
- Doleschal, Ursula (2002), *Das generische Maskulinum im Deutschen. Ein historischer Spaziergang durch die deutsche Grammatikschreibung von der Renaissance bis zur Postmoderne*, Linguistik Online (Internetquelle: http://www.linguistik-online.de/11_02/doleschal.html, Abruf 10.5.2009)

- Duke, Janet (2009), *The Development of Gender as a Grammatical Category. Five Case Studies from Germanic Languages*, Mainz: Winter
- Farge, Arlette / Davis, Natalie Zemon (1993), „Einleitung zu Geschichte der Frauen“, in Duby, Georges / Perrot, Michelle (1993), *Geschichte der Frauen*, Band 3: Frühe Neuzeit, Frankfurt am Main: Campus Verlag, 29-54
- Fraisse, Geneviève / Perrot, Michelle (1993), „Einleitung – Ordnung und Freiheiten“, in Duby, Georges / Perrot, Michelle (1993), *Geschichte der Frauen*, Band 4: 19. Jahrhundert, Frankfurt am Main: Campus Verlag, 10-17
- Galtung, Johan (1975), *Strukturelle Gewalt. Beiträge zur Friedens- und Konfliktforschung*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
- Godineau, Dominique (1995), „Arbeit und Familie“, in Duby, Georges / Perrot, Michelle (1993), *Geschichte der Frauen*, Band 4: 19. Jahrhundert, Frankfurt am Main: Campus Verlag, 25-43
- Gottsched, Johann Christoph (1749), *Grundlegung einer deutschen Sprachkunst*, Leipzig.
- Grabrucker, Marianne (1993), *Vater Staat hat keine Muttersprache*, Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch-Verlag
- Häberlin, Susanna (1993), *Übung macht die Meisterin. Ratschläge für einen nichtsexistischen Sprachgebrauch*, München: Verlag Frauenoffensive
- Henzen, Walter (1957), *Deutsche Wortbildung*, Tübingen: Niemayer
- Hickey, Raymond (1999), “On the phonology of gender in Modern German” in Rissanen, Matti / Unterbeck, Barbara (1999), *Gender in Grammar and Cognition*, Berlin: Mouton de Gruyter, 621-663
- Hobsbawm, Eric J. (1995), *The Age of Revolution*, London: Weidenfeld and Nicolson

- Huften, Olwen (1993), „Arbeit und Familie“, in Duby, Georges / Perrot, Michelle (1993), *Geschichte der Frauen*, Band 3: Frühe Neuzeit, Frankfurt am Main: Campus Verlag, 27-59
- Irmen, Lisa / Köhncke, Astrid (1996): "Zur Psychologie des 'generischen' Maskulinums". In: *Sprache und Kognition* 15, 152-166
- Jobin, Bettina (2004), *Genus im Wandel. Studien zu Genus und Animatizität anhand von Personenbezeichnungen im heutigen Deutsch mit Kontrastierungen zum Schwedischen*, Universität Stockholm, Dissertation, abgerufen unter <http://su.diva-portal.org/smash/record.jsf?pid=diva2:195469> am 8.12.2008
- Kalverkämper, Hartwig (1979), „Die Frauen und die Sprache“, in *Linguistische Berichte* 62, 55-71
- Keller, Rudolf E. (1995), *Die deutsche Sprache*, Hamburg: Helmut Buske Verlag
- Klapisch-Zuber, Christiane (1993), „Einleitung zu Geschichte der Frauen“, in Duby, Georges / Perrot, Michelle (1993), *Geschichte der Frauen*, Band 2: Das Mittelalter, Frankfurt am Main: Campus Verlag, 15-29
- Kohler, Klaus J. (1995), *Einführung in die Phonetik des Deutschen*, Regensburg: Erich Schmidt Verlag
- Lagrange, Rose-Marie (1993), „Emanzipation unter Vormundschaft“, in Duby, Georges / Perrot, Michelle (1993), *Geschichte der Frauen*, Band 5: 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main: Campus Verlag, 485-522
- Leiss, Elisabeth (1999), „Gender in Old High German“, in Rissanen, Matti / Unterbeck, Barbara (1999), *Gender in Grammar and Cognition*, Berlin: Mouton de Gruyter, 237-258.
- Lissner, Anneliese, Hrsg.(1988), *Frauenlexikon. Traditionen, Fakten, Perspektiven*, Freiburg im Breisgau, Wien: Herder

- Ludwig, Otto (1989), „Die Geschichte eines Großbuchstaben – zur Rolle des großen ‚I‘ in Personenbezeichnungen“, in *Der Deutschunterricht* 6/89m, 80-87
- Matthias, Theodor (1897), *Sprachleben und Sprachschäden*, Leipzig.
- Meier-Brügger, Michael (2002), *Indogermanische Sprachwissenschaft*, Berlin/New York: De Gruyter
- Mills, Anne E. (1986), *The Acquisition of Gender*, Berlin: Springer-Verlag
- Müller, Sigrid / Fuchs, Claudia (1993), *Handbuch zur nichtsexistischen Sprachverwendung in öffentlichen Texten*, Frankfurt am Main: Fischer
- Navailh, Françoise (1993), „Das sowjetische Modell“, in Duby, Georges / Perrot, Michelle (1993), *Geschichte der Frauen*, Band 5: 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main: Campus Verlag, 257-283
- Oehler, Heinz, Hrsg.(1966), *Grundwortschatz Deutsch*, Stuttgart: Klett
- Oldenburg, Antje (1998), „Zum Gebrauch von Personenbezeichnungen in Stellenanzeigen“, in *Muttersprache*, 1/98, 67-79
- Opitz, Claudia (1993), „Frauenalltag im Spätmittelalter“, in Duby, Georges / Perrot, Michelle (1993), *Geschichte der Frauen*, Band 2: Das Mittelalter, Frankfurt am Main: Campus Verlag, 282-339
- Pusch, Luise (1979), „Der Mensch ist ein Gewohnheitstier, doch weiter kommt man ohne ihr“, in Pusch, Luise (1996), *Das Deutsche als Männersprache. Aufsätze und Glossen zur Feministischen Linguistik*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 20-45
- Pusch, Luise (1980), „Das Deutsche als Männersprache / Diagnose und Therapievorschlage“, in Pusch, Luise (1996), *Das Deutsche als Männersprache. Aufsätze und Glossen zur Feministischen Linguistik*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 46-48.

- Rabofski, Birgit (1990), *Motion und Markiertheit. Synchroner und sprachhistorischer Evidenz aus dem Gotischen, Althochdeutschen und Altenglischen für eine Widerlegung der Theorien zur Markiertheit*, Frankfurt: Peter Lang
- Razum, Kathrin / Eisenberg, Peter et al., Hrsg. (2005), *Duden. Die Grammatik*, Mannheim: Dudenverlag
- Ronneberger-Sibold, Elke (2000), „Deutsch (Indogermanisch: Germanisch) in in Booi, Geert/Lehmann, Christian / Mugdan, Joachim (2000): *Morphologie / Morphology*, 2. Halbband, Berlin: Walter de Gruyter 1267-1285
- Rösner, Alexandra (1998), *Geschlechtsspezifische Personenbezeichnungen*, Universität Wien: Diplomarbeit
- Rummler, Ulrike (1995), „Ärztin oder Arzt? Eine psycholinguistische Untersuchung zum generischen Gebrauch des Maskulinums bei Grundschülerinnen und Grundschulern“, in *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 51, 173-189
- Samel, Ingrid (2000) *Einführung in die feministische Sprachwissenschaft*, Berlin: Erich Schmidt Verlag
- Scheele, Brigitte / Gauler, Eva (1993), „Wählen Wissenschaftler ihre Probleme anders aus als WissenschaftlerInnen? Das Genus-Sexus-Problem als paradigmatischer Fall der linguistischen Relativitätsthese.“, in *Sprache und Kognition* 12, Heft 2, 59-72
- Schmidt, Claudia / Lutjeharms, Madeline (2006), „Sprachliche Diskriminierung der Frau – Gibt es das noch? Sprachkritik aus der Gender-Perspektive“, in *Der Deutschunterricht* 5/2006, 64-73
- Schoenthal, Gisela (2000), „Impulse der feministischen Linguistik für Sprachsystem und Sprachgebrauch“ in Besch, Werner / Betten, Anna / Reichmann, Oskar / Sonderegger, Stefan (2000) *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*, Berlin, New York: De Gruyter

- Schwink, Frederick W. (2004), *The Third Gender*, Heidelberg: Universitätsverlag Winter
- Scott, Joan W (1993), „Die Arbeiterin“, in Duby, Georges / Perrot, Michelle (1993), *Geschichte der Frauen*, Band 4: 19. Jahrhundert, Frankfurt am Main: Campus Verlag, 451-477
- Seebold, Elmar, Hrsg. (2002), *Kluge. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, Berlin: Walter de Gruyter
- Solms, Hans Joachim (2004), „Vom Althochdeutschen zum Neuhochdeutschen“, in Booij, Geert / Lehmann, Christian / Mugdan, Joachim (2004), *Morphologie/Morphology*, Berlin/New York: Walter de Gruyter, 1680-1697
- Sonderegger, Stefan (1979), *Grundzüge deutscher Sprachgeschichte. Einführung, Genealogie, Konstanten*, Berlin: de Gruyter
- Stefan, Verena (1975), *Häutungen*, München: Verlag Frauenoffensive
- Trömel-Plötz, Senta (1979), *Frauensprache in unserer Welt der Männer*, Konstanz: Universitätsverlag
- Wegener, Heide (1999) „German gender in children’s second language acquisition“ in *Gender in Grammar and Cognition* S. 511-544
- Weinrich, Harald (1993), *Textgrammatik der deutschen Sprache*, Mannheim: Dudenverlag
- Wellmann, Hans (1975), *Wortbildung – Das Substantiv*, in *Sprache der Gegenwart* 32, Düsseldorf: Schwann
- Whorf, Benjamin Lee / Carroll, John B., Hrsg. (1956), *Language, Thought, and Reality: Selected Writings of Benjamin Lee Whorf*, Cambridge (Mass.): MIT Press
- Wienold, Götz (1967), *Genus und Semantik*, Meisenheim am Glan: Hain

Wilmanns, Walter (1899), *Wortbildung*, Straßburg: Trübner

Wodak, Ruth (1987), *Sprachliche Gleichbehandlung von Frau und Mann. Linguistische Empfehlungen zur sprachlichen Gleichbehandlung von Frau und Mann im öffentlichen Bereich (Berufsbezeichnungen, Titel, Anredeformen, Funktionsbezeichnungen, Stellenausschreibungen)*, Wien: Bundesministerium für Arbeit und Soziales

Zubin, David A. / Köpcke, Klaus-Michael (1981), "Gender: A Less than Arbitrary Grammatical Category", *Chicago Linguistic Society* 17, 439-449

8. Anhang

8.1 Abstracts

8.1.1 Abstract Deutsch

In der deutschen Sprache existiert eine Asymmetrie in der Repräsentation der natürlichen Geschlechter innerhalb des Genussystems: Das Maskulinum kann sowohl als Referenz auf das biologische männliche Geschlecht als auch als Default-Geschlecht für geschlechtsunspezifizierte Entitäten verwendet werden; wann welche auftritt, ist nicht geregelt. Dies wurde von der feministischen Sprachkritik seit den 1970er Jahren stark kritisiert. Seit den 1980er Jahren treten daraus abgeleitete Lösungsvorschläge vermehrt in die Alltagssprache.

Den Hauptteil der Arbeit bildet nach einer Beschreibung der synchronen Situation die Beschreibung der Faktoren in der historischen Entwicklung, die sie herbeigeführt haben: phonologische, morphologische, und soziale.

Ausgangspunkt ist die Situation des Indogermanischen als Grundlage für die seit dem Althochdeutschen eintretenden Morphologisierung, die zu einer weitgehenden Unterspezifizierung des Sexus am Substantiv führen, was durch eine Ausbildung der Gruppenflexion ausgeglichen wird, die aber bei weiter spezifizierten Substantiven uneindeutig ist. Parallel dazu erhält sich die Femininmovierung als eindeutige Darstellungsmöglichkeit für das Femininum. So kann das Maskulinum nicht vollkommen zum unmarkierten Geschlecht werden, da es immer auch im Kontrast zum Femininum stehen kann.

Ferner ist die Movierung, da sie Regeln unterliegt, die sie vor allem auf Tätigkeits- und Berufsbezeichnungen anwendbar macht, durch soziale Faktoren beeinflusst. Die Zahl der Frauen in der Gesellschaft offenstehenden Tätigkeiten beeinflusst den Benennungsbedarf für diese und damit die Produktivität der Movierung. Auch die von Grammatikern erstellten Vorschriften können die Produktivität beeinflussen, wenn sie auf androzentrischer Weltsicht beruhen.

Abschließend behandelt die Arbeit die Lösungsvorschläge feministischer Sprachkritik, um die Asymmetrie auszugleichen, und unterschiedliche Strategien. Fokus liegt auf dem Binnen-I, da es Genussystem und Phonologie beeinflusst.

8.1.2 Abstract English

The German language features an asymmetry in the representation of biological Genders within its Gender system: The Masculine can refer to the biological Gender and be used as default-gender for unspecified entities. There are no clear rules when which case applies. Feminist language critics have pointed this out since the 1970ies, and since the 1980ies suggestions for a solution to this problem have entered the language.

Based on a synchronic description, the main part attempts to describe the diachronic factors that lead to this situation: phonological, morphological and social factors.

The starting point is the situation of Indoeuropean as basis for Old High German, in which language state, morphologisations lead to an underspecification of sex on the noun. This is partially alleviated by group flexion, which can however not cover non-specified nouns. Parallel to this, feminine motion continues to exist as unarbitrary representation of feminine. Due to this, the masculine form can not fully become the unmarked gender, for there is always a contrast to feminine.

Furthermore, motion is influenced by social factors: It follows rules that restrict it to nouns for types of work or actions. Therefore, the productivity of feminine motion is dependent on how many such actions are open to women in a society. Also, the work of grammarians can influence productivity if it is influenced by androcentic views.

Finally, the thesis describes solutions as suggested by feminist language critics, and varying strategies. The “Binnen-I” receives the main focus due to its extraordinary influences on gender system and phonology.

8.2 Danksagungen

Zum Abschluss möchte ich mich bei alljenen bedanken, die mich bei der Erstellung der Diplomarbeit unterstützt haben.

Besonderer Dank gilt meinem Betreuer, Ass. Prof. Mag. Dr. Hans Christian Luschützky, für entscheidende Hinweise sowie die außergewöhnlich schnelle und hilfreiche Begutachtung und Korrektur.

Weiters möchte ich all jenen Danken, deren finanzielle Unterstützung es mir ermöglicht hat, in den letzten beiden Semestern ungestört meinem Studium nachgehen zu können, insbesondere meiner Großtante Erna Wiesmayr und meiner Familie.

Abschließend gilt mein Dank meinen ehemaligen ArbeitskollegInnen von Hermes FahrradbotInnen, die meinem Ausscheiden Verständnis entgegengebracht haben, sowie allen anderen, die mir auf die eine oder andere Art Unterstützung zukommen haben lassen.

8.3 Lebenslauf

Geboren am 8. Mai 1976 in St.Pölten

Schule und Wehrdienst:

1980 –1982 Kindergarten Sensengasse, St.Pölten

1982 –1986 Franz Jonas Volksschule, St.Pölten

1986 –1994 Bundesgymnasium St. Pölten Josefstraße; Matura abgelegt am 14. Juni
1994

1994 –1995 Wehrdienst beim KdoFmB4 in Wöllersdorf;

Universitätslaufbahn:

1995 Beginn des Biologiestudiums, Abbruch 2000.

2003 Beginn des Studiums der Linguistik.

2004 Abschluss des ersten Abschnitts.

2009 Abschluss des zweiten und dritten Abschnitts, voraussichtlich Abschluss des Magisterstudiums.

Erwerbstätigkeit

1995 *Post* St.Pölten, Nachtdienst in der Paketsortierung;

1997 August *Biodroga* (D) in Paris im Kosmetikverkauf;

1997 –1998 *Pitzinger & Pitzinger*, St.Pölten, Sekretariat;

1997 sowie 1998 – 2000 *Veloce Botendienste*, Wien als Fahrradkurier;
1998-2000 Teilzeit bei *GRAS/Grüne und Alternative StudentInnen*, Wien (Organisation);
2000 – 2007 *Verein zu Förderung Umweltgerechten Handelns – Hermes
Fahrradbotendienst*, Wien; davon
2000 – 2002 als Fahrradkurier
2002 – 2006 Dispatcher (telefonische Aufnahme und Abwicklung von Aufträgen)
sowie Verantwortlichkeit für Computer, Mitarbeit in der
Buchhaltung
2006 – 2007 zusätzlich Vereinsobmann.
seit 2007 Teilzeitarbeiten, v.a. Korrekturlesen.